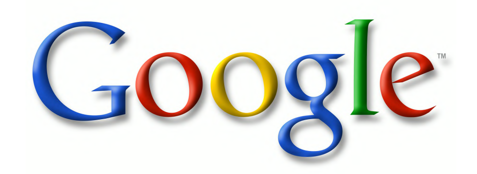
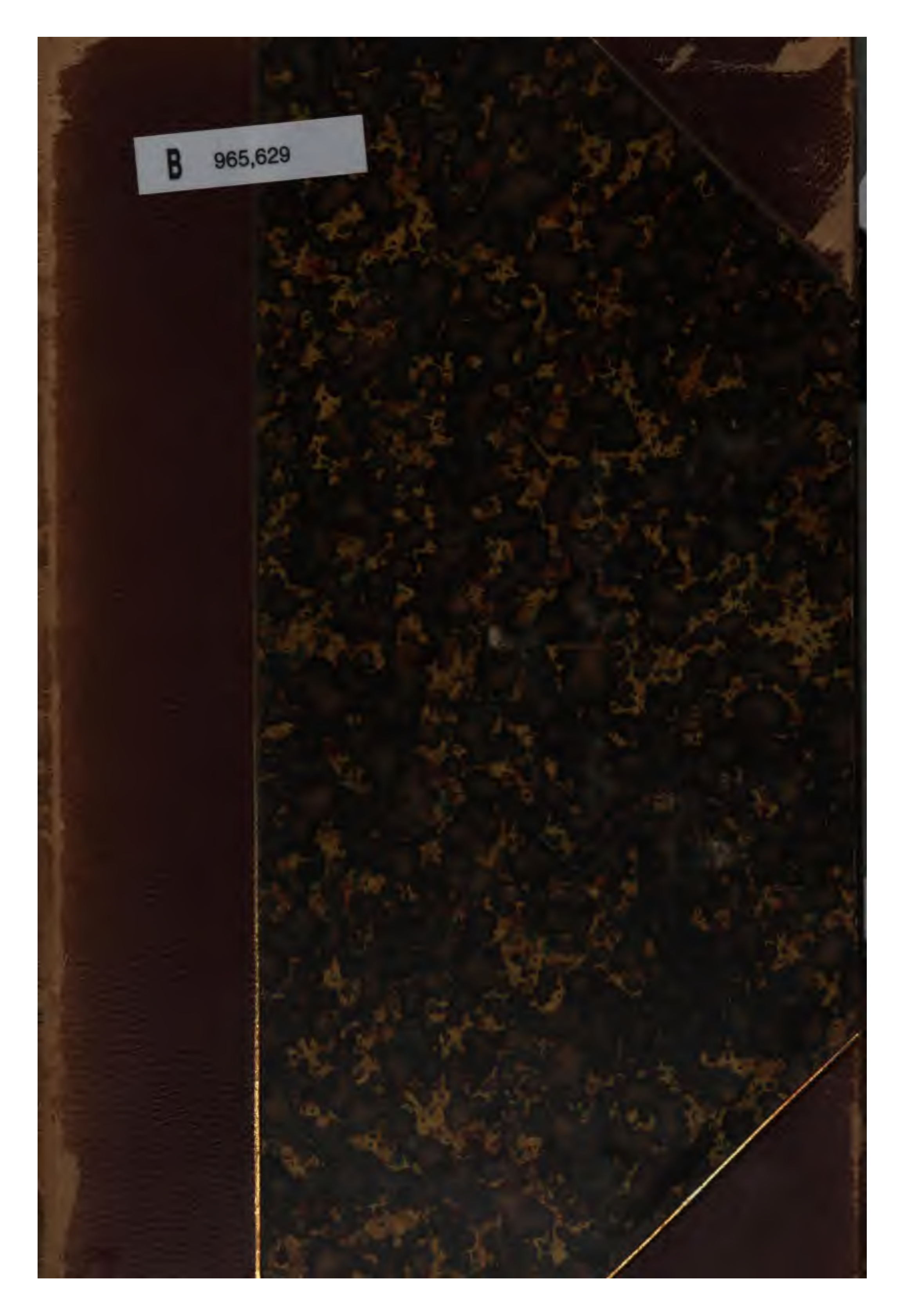



B 965,629



Anhang

an

Goethes Werke.

— —

Abtheilung

für

G e s p r ä c h e.

7. Band.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

7. Band:

1829 und 1830.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Vorgreifendes Nachwort.

Wenn ich ein Nachwort zu „Goethes Gesprächen" schon dem vorletzten Bande mit auf den Weg gebe, so geschieht es, weil ich dadurch noch zu Bereicherungen des Sammelwerkes Gelegenheit zu geben hoffe.

Aus den Quellennachweisen über die Gespräche ist zu ersehen, in einer wie großen Anzahl von Schriften, in denen etwas über Goethe zu finden, niemand voraussetzen konnte, ingleichen von Zeitschriften, die nur in beschränktem Leserkreise gekannt sind, Nachrichten über Unterredungen mit Goethe ermittelt worden sind. Die mitunter nur einem Zufalle zu verdankende Entdeckung solcher versteckter Quellen über „Goethes Gespräche" bestätigt die von Anfang gehegte Befürchtung, daß noch manches Hergehörige dem Herausgeber entgangen sein werde.

Selbstverständlich konnte ich früher mir nicht herausnehmen, Goethekenner um Nachweis solcher verborgen gebliebener Gespräche zu bitten, nunmehr aber, da mit Schluß dieses VII. Bandes die von mir aufgespürten bis mit dem Jahr 1830 vorliegen, darf ich wagen, diejenigen, welche von dem Werth unserer Sammlung überzeugt und für deren Vollständigkeit mitzuwirken geneigt sind, auf die Thunlichkeit aufmerksam zu machen, ihnen bekannten, von mir übersehenen Gesprächen mit Goethe noch Aufnahme zu verschaffen, da im letzten Bande —

neben einer größeren Zahl zeitlich nicht bestimmbarer Gesprächsäußerungen — mehrere Nachträge platzfinden sollen, die wegen nicht rechtzeitigen Bekanntwerdens oder zu spät erfolgter Zeitbestimmung an gehöriger Stelle bisher nicht aufgenommen werden konnten. Mehrere Gönner des Unternehmens haben dasselbe bereits nicht nur durch Nachweis gedruckter, sondern auch durch Mittheilung ungedruckter Berichte freundlichst gefördert.

Ungedruckte Beiträge gewährten: Frau Lucy von Chamisso in Berlin, sowie die Herren Dr. Oscar von Hase in Leipzig, Georg Kestner in Dresden, Adam Späth in Frankfurt a. M. und Hans Ziegler in Leipzig. Mit Nachweis schon gedruckter Gespräche bedachten mich die Herren Johannes Dembowski in Lyck, Dr. Karl Geiger in Tübingen, Dr. Julius Hartmann in Stuttgart, Paul Hoffmann in Lübeck, Karl Knortz in New-York, Dr. Ernst Kraus in Prag, Dr. Gustav von Loeper in Berlin, Dr. Valentin May in Frankfurt a. M., Dr. Heinrich Pallmann ebenda, Dr. Paul Weizsäcker in Calw und Emil Wiebe in Lyck. Ferner haben bei eingehender Besprechung in Zeitschriften die Herren Dr. Wilhelm Buchner in Crefeld, Dr. Richard Maria Werner in Lemberg und Dr. Friedrich Zarncke in Leipzig auf Vermißtes hingewiesen, und endlich haben Auskünfte auf Ansuchen gefällig ertheilt die Herren Otto Henne am Rhyn in St. Gallen, Dr. Reinhold Köhler in Weimar — unermüdlich — und Graf Karl Snoilsky in Dresden.

Ihnen Allen sei hiermit wärmster Dank ausgesprochen nicht nur meinerseits, sondern auch im Namen der zahlreichen Goethefreunde, denen daran gelegen ist, daß das Sammelwerk den an dasselbe zu stellenden Ansprüchen gerecht werde. Daß nicht alle zugesandten

Nachweise berücksichtigt wurden, wolle mit Rücksicht auf die für die ‚Gespräche‘ angenommenen Grundsätze entschuldigt werden.

Da nun aber gegenwärtiges Nachwort einmal geschrieben wird, so mag auch jetzt schon dasjenige erwähnt werden, was sonst am Schluß des Werkes zu sagen wäre.

Sehr aufmerksame Leser werden wahrgenommen haben — vielleicht aber auch sie nicht — daß in einigen Kleinigkeiten von den beim Beginn des Werkes für dasselbe angenommenen Grundsätzen abgewichen worden ist. Das geschah, weil im Laufe der Arbeit manche Abweichung zweckmäßig, und es nicht gerechtfertigt erschien, aus beschränkter Gleichmäßigkeitsgrille als mangelhaft Erkanntes beizubehalten.

Einige Versehen sind untergelaufen, die wohl hätten vermieden werden können, wenn nicht Beschleunigung der Herausgabe aus mehreren Gründen für angemessen erachtet worden wäre, von denen nur das ziemlich hohe Alter des Herausgebers, das ihm Eile räthlich erscheinen ließ, erwähnt werden mag. Fehler von Belang, die vom Herausgeber selbst zu spät entdeckt, oder von Freunden gerügt worden sind, werden im letzten Bande berichtigt werden, insbesondere ungenau geschriebene Namen im Register.

In den ‚Vorbemerkungen‘ sind etliche als erfunden oder sehr entstellt anzusehende und deshalb ausgeschlossene Mittheilungen über Unterhaltungen mit Goethe aufgeführt; hier mögen noch ein paar dergleichen verzeichnet werden.

Da ist zunächst die wiederholt erzählte Geschichte des ungarischen Schullehrers Szluchovinyi, der mit Goethe, Schiller und Wieland in Jena bei einer Kegel-

partie zusammengetroffen sein will, aber jedenfalls von einer lustigen Gesellschaft zumbesten gehalten worden ist, wobei übrigens zur Beruhigung derer, welche die Geschichte trotz alledem für wahr halten, bemerkt wird, daß die Weglassung durch das Zurücktreten der für Goethe gehaltenen Person in dem Erzählten unter allen Umständen gerechtfertigt ist. — Hiernächst hat der vom ‚Neuen Wiener Tageblatt‘ 1883 Nr. 341 berichtete Besuch Goethes in Sulza keinesfalls stattgefunden. — Sodann sind die Mittheilungen in der Wiener Zeitschrift ‚Die Heimat‘ 1882 Nr. 48, soweit sie sich nicht auf den Edlen von Lämmel beziehen, handgreifliche Lügen oder doch Verwechslungen andrer Personen mit Goethe. — Ferner ist an der Erzählung über ein Zusammentreffen Goethes mit F. A. Wolf und Zacharias Werner im „Frommann'schen Haus“ (1. sowie 2. Aufl. S. 53) vielleicht kein Körnchen Wahrheit, dieses wenigstens kaum herauszuklauben. — Endlich sind es unzweifelhaft Aufschneidereien einer sich mit ihrer Erfahrung großthuenden Dame, die Laube in seinen ‚Novellen‘ (2. Aufl. IX. Th. S. 34 ff.) wiedergiebt. — Von sonst Übergangenem lohnt sich's nicht, Kenntniß zu geben. — Daß ich von Riemer's Berichten über Aussprüche Goethes etwas irrigerweise — weil ich es für etwas von Goethe Geschriebenes oder Dictirtes gehalten — ausgelassen habe, glaube ich nicht.

Der in ‚Travels in the North of Germany. By H. E. Dwight‘ (New York 1829) erzählte Besuch eines Nordamerikaners bei Goethe konnte leider nicht aufgenommen werden, weil ich weder dieses Buch selbst habe erlangen können — auch bei Bemühungen in Nordamerika nicht — noch auch einen Bericht darüber in einer Zeitschrift.

Der Herausgeber.

Inhalt.

1175.

1829, Ende Januar.

Mit Eckermann.

Ich bin jetzt mehr bei Goethe, als je; seit vierzehn Tagen esse ich jeden Mittag mit ihm allein und erquicke mich an seinen himmlischen Gesprächen. In den letzten Tagen hat Goethe sich einige Male nach Ihnen [Auguste Kladzig] erkundigt, welches ich Ihnen sagen muß. Er erzählte mir nämlich, daß der „Faust“ in Braunschweig auf die Bühne gebracht worden und zeigte mir einen Brief von Klingemann, worin dieser schrieb, mit wie großem Beifalle das Stück aufgenommen und wie die drei Hauptfiguren — Faust, Mephistopheles und das Gretchen — nach der Vorstellung herausgerufen wurden. Da das Stück nun sich über alle deutsche Bühnen verbreiten wird, und wir es auch hier hoffentlich bald sehen werden, so sprachen wir über die Besetzung. La Roche gaben wir den Mephistopheles und freuten uns, daß dieser bedeutende Künstler eine neue Gelegenheit fände, sein Studium und Talent auf eine Rolle zu verwenden, die ihm zur Entwickelung seiner Kräfte die reichsten

Anlässe giebt. Über Faust und Gretchen waren wir nicht entschieden. „Es ist schade,“ sagte Goethe, „daß die Kladzig als Künstlerin nicht ausgebildet genug ist; sie ist schön, sie hat den Wuchs, sie hat die Jugend: das wäre ein Gretchen!“ — „„Ja,““ sagte ich, „„es ist schade!““ Ich sagte keine Silbe weiter, aber in meinem Innern wirkten Goethes Worte fort, und ich freute mich, daß er Ihrer gedachte.

1176.

1829, Anfang Februar (?).

Mit v. Müller.

Goethe sendet zugleich anliegendes Büchlein [„Relation von dem Kayserlichen Hofe zu Wien .... Cölln 1705“] als Beweis, wie sehr er an Ihren Schilderungen der Kaiserstadt [in „Wiener Briefe“ von Rochlitz] theilgenommen und wie lebhaft Ihre liebenswürdige Zuschrift ihn erfreut habe. Er giebt sich der Hoffnung, Sie zum Frühjahr hier zu sehen, mit ganzem Vertrauen auf Ihre Zusage und recht innerlichst froh darüber hin und bittet nur, daß er acht Tage vorher Ihre Ankunft erfahren möge, um alles entfernen zu können, was einem ungestörten Genuß ihres Hierseins irgend in den Weg treten möchte.

1177.

1829, Anfang Februar (?).

Mit Karl August Freiherrn v. Lützerode.

Goethe konnte sich nicht überwinden, mir zu gestehen, daß er Ihre [des Prinzen Johann von Sachsen] Übersetzung des Dante nicht gelesen habe, sondern nur angefangen. Durch andere war ich darauf vorbereitet und wußte, daß ihn theils das alle seine Zeit in Anspruch nehmende Beginnen einer Überarbeitung der „Wanderjahre“, die Cotta schon für Ostern angekündigt hat, davon abgehalten haben mochte, er theils in den unten abgedruckten (nicht am Ende folgenden) Noten etwas Anstößiges erblickte und sich begnügt hatte, den Geist und Character, wie er sich im Vorworte zeigt, anzuerkennen. Er aber sprach allgemein billigend, lobend.

— — — — — — — — — — —

Goethe bat sehr dringend um Mittheilung eigener poetischer Schöpfungen Ew. Königlichen Hoheit. Demnach habe ich begonnen, aus der mir anvertrauten Auswahl Ihrer Gedichte einige ausschreiben zu lassen, und erwarte die gnädige Erlaubniß zur Absendung.

1178.

1829, 4. Februar.

Mit Eckermann.

„Ich habe im Schubarth [‚Über Philosophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philosophischen

Wissenschaften insbesondere'] zu lesen fortgefahren," sagte Goethe; „er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buchs geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.

Das einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, ist, daß er gewisse Dinge besser weiß, als er sie sagt, und daß er also nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fort-

dauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz schlug bei diesen Worten vor Bewunderung und Liebe. Ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edeln Thaten reizt als diese; denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet!

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferstichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter still betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade. „Hier," sagte er, „haben Sie die Scene zu unserm ‚Good man and Good wife'." Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur Ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber, die Frau spinnend, der Mann Garn windend, ein Bube zu ihren Füßen. Im

andere grausam und erschütternd, sodaß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schiller's Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem ‚Bürgergeneral' gethan habe."

„„Thun Sie es,"" sagte ich, „„schreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den ‚Wanderjahren' eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was niemand mehr erwartet!""

„Wie gesagt," fuhr Goethe fort, „wenn Genasts hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht wäre dazu wenig Reiz; denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen. Habe ich also auf Genast und seine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madame Seidel, so weiß ich, was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß sein.

Für das Theater zu schreiben," fuhr Goethe fort, „ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlassen. Ein interessantes

Factum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Brettern erscheinen; aber mit nichten! Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber auf die Bretter gebracht sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen ‚Hermann und Dorothea‘ liest, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer hat sich verführen lassen es hinauf zu bringen, allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei? Für das Theater schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen.“

1179.

1829, 9. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe sprach viel über die ‚Wahlverwandtschaften‘, besonders daß jemand sich in der Person des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und gesehen. „Der Character,“ sagte er, „muß also wohl einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal existiren. Es ist in den ‚Wahlverwandtschaften‘ überall keine Zeile, die ich nicht selber

erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre."

1180.

1829, 10. Februar.

Mit Eckermann.

Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.

Sodann viel über Merck gesprochen, von welchem er mir eine poetische Epistel an Wieland vom Jahre 1776 vorliest, in höchst geistreichen aber etwas derben Knittelversen. Der sehr heitere Inhalt geht besonders gegen Jacobi, den Wieland in einer zu günstigen Recension im ‚Merkur' überschätzt zu haben scheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zustand damaliger Cultur, und wie schwer es gehalten, aus der sogenannten Sturm- und Drangperiode sich zu einer höhern Bildung zu retten.

Über seine ersten Jahre in Weimar. Das poetische Talent im Conflikt mit der Realität, die er durch seine Stellung zum Hofe und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes zu höherm Vortheil in sich aufzunehmen genöthigt ist. Deshalb in den ersten zehn Jahren nichts Poetisches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgelesen. Durch Liebschaften verdüstert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieselben Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweimal zu machen.

Flucht nach Italien, um sich zu poetischer Productivität wiederherzustellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wisse. Deshalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geschrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an sich selbst.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu seiner Mutter und wünscht, daß sie für immer nach Weimar komme. Er ist dagegen.

Über die ersten Anfänge des ‚Faust‘:

„Der ‚Faust‘ entstand mit meinem ‚Werther‘; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte.“

1181.

1829, 11. Februar.

Mit Eckermann und Coudray.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tische. Coudray erzählt viel von der weiblichen Industrieschule

und dem Waiseninstitut als den besten Einrichtungen dieser Art des Landes, ersteres von der Großfürstin, letzteres vom Großherzog Karl August gegründet. Mancherlei über Theaterdecoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürstlichen Capelle vor. Über den Ort, wo der herrschaftliche Stuhl anzubringen, wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tisch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

1182.

1829, 12. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe liest mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen —‘. „Ich habe,“ sagte er, „dieses Gedicht als Widerspruch der Verse: ‚Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will —‘, geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der Naturforschenden Versammlung zu meinem Ärger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben.“

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein guter Mensch,“ sagte er, „und eben deswegen groß; denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich

wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter, oder was alles sonst.

Es ist mir lieb," fuhr Goethe fort, „daß Sie Coudray gestern näher kennen gelernt haben. Er spricht sich in Gesellschaft selten aus, aber so unter uns haben Sie gesehen, welch ein trefflicher Geist und Character in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerspruch erlitten, aber jetzt hat er sich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunst und Vertrauen des Hofes. Coudray ist einer der geschicktesten Architekten unserer Zeit. Er hat sich zu mir gehalten, und ich mich zu ihm, und es ist uns beiden von Nutzen gewesen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!"

Über Goethes eigene architektonische Kenntnisse. Ich bemerke, er müsse viel in Italien gewonnen haben. „Es gab mir einen Begriff vom Ernsten und Großen," antwortete er, „aber keine Gewandtheit. Der weimarische Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken und war sogar in dem Fall, Gesimse zeichnen zu müssen. Ich that es den Leuten von Metier gewissermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Gespräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm," sagte Goethe; „er schreibt unter anderm, daß die Aufführung des ‚Messias' ihm durch eine seiner Schülerinnen verdorben sei, die eine Arie zu weich, zu schwach, zu sentimental gesungen. Das Schwache ist

ein Characterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenigen Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser."

„„Doch,““ sagte ich, „„gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum ‚Faust‘ eine passende Musik kommen zu sehen.““

„Es ist ganz unmöglich," sagte Goethe. „Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Character des ‚Don Juan‘ sein; Mozart hätte den ‚Faust‘ componiren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, sagte Goethe folgendes sehr Bedeutende.

„Alles Große und Gescheidte," sagte er, „existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein."

1183.

1829, 13. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe allein zu Tische. „Ich werde nach Beendigung der ‚Wanderjahre‘,“ sagte er, „mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Übersetzung [des ‚Versuchs, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären‘] weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimnisse liegen noch verborgen; manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken:

Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte concentriren.

Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesammtheit etwas hervor, daß auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist: den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnißvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volks sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus, die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen."

Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken. Goethe sprach sodann über Naturforscher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweisen. „Herr von Buch," sagte er, „hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypothese enthält. Seine Schrift soll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr von Buch die Hypothese im Schilde führt, daß solche Granitblöcke durch etwas Gewaltsames von innen hervorgeworfen und zersprengt worden, so deutet er dieses gleich im Titel an, indem er schon dort von ‚zerstreuten' Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerstreuung sehr nahe liegt und dem arglosen Leser die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie.

Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das

ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich theilnahm.

Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheidt zu werden, man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen.

Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich jedoch die Menschen nie kennen gelernt wie sie sind. In allen andern Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verstandes, den Characterschwächen und -stärken nicht so nachkommen, es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrthümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der

Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze.

Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft, für den Verstand, für das praktische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Todtes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu denken. Die Gegenstände der Meteorologie sind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und schaffen sehen, sie setzen eine Synthese voraus, allein der Mitwirkungen sind so mannigfaltige, daß der Mensch dieser Synthese nicht gewachsen ist, und er sich daher in seinen Beobachtungen und Forschungen unnütz abmüht. Wir steuern dabei auf Hypothesen los, auf imaginäre Inseln, aber die eigentliche Synthese wird wahrscheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie schwer es gehalten, selbst in so einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Synthese zu gelangen."

[illegible]

[illegible]

[illegible] Februar.

Mit [illegible].

[illegible] wegen meiner [illegible] für die [illegible]. „[illegible] die Natur,“ [illegible] schreiben Sie [illegible].“ Wir [illegible].

[illegible]

1826. 17. Februar.

Mit [illegible].

Viel über den „Groß-Cophta“ gesprochen. „Lavater,“ sagte Goethe, „glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies sei ein anderer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sei eine heilige Person.

Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich sah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber

und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt."

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner ‚Physiognomik' schließen sollte. „Durchaus nicht," antwortete Goethe, „seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavater's ‚Physiognomik' über Thierschädel vorkommt, ist von mir."

Das Gespräch lenkte sich auf die Franzosen, auf die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin, und Goethe sprach mit hoher Achtung über den Standpunkt dieser Männer, und wie sie alles von einer freien und neuen Seite betrachteten und überall gerade aufs Ziel losgingen. „Es ist," sagte Goethe, „als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; diese Männer aber sind kühn und frei genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man sogleich auf den breitesten Weg des Gartens tritt."

Von Cousin kamen wir auf indische Philosophie. „Diese Philosophie," sagte Goethe, „hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt,

wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig; wir lassen es gehen wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch.

In der deutschen Philosophie wären noch zwei große Dinge zu thun. Kant hat die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstands schreiben, und wir würden, wenn dieses gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben.

Hegel,“ fuhr Goethe fort, „hat in den ‚Berliner Jahrbüchern‘ eine Recension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese und die ich sehr loben muß. Hegel's Urtheile als Kritiker sind immer gut gewesen.

Villemain steht in der Kritik gleichfalls sehr hoch. Die Franzosen werden zwar nie ein Talent wieder sehen, das dem von Voltaire gewachsen wäre. Von Villemain aber kann man sagen, daß er in seinem geistigen Standpunkt über Voltaire erhaben ist, sodaß er ihn in seinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann.“

1186.

1829, 18. Februar.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über die Farbenlehre, unter anderm über Trinkgläser, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkel blau erscheinen, und die also die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann," sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug; sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen was auf der andern Seite ist."

Das Gespräch lenkte sich auf Merck, und ich fragte, ob Merck sich auch mit Naturstudien befaßt. „O ja," sagte Goethe, „er besaß sogar bedeutende naturhistorische Sammlungen. Merck war überall ein höchst vielseitiger Mensch. Er liebte auch die Kunst, und zwar ging dieses so weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte

in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beispiele.

„Ein Mensch wie Merck," fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war: die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte; jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat sie anzublicken, und daß ein gescheidter Mensch nicht weiß wohin er noch etwas zeichnen soll."

1187.

1829, 19. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. — Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt sehe.

Wir sprachen sodann viel über ‚Egmont', der am Abend vorher nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaction zu leiden hat.

„„Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut,““ sagte ich, „„daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig; denn nicht allein daß das Ganze durch diese Fürstin einen höhern, vornehmern Character erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse besonders in Bezug auf den spanischen Hof durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor.““

„Ganz ohne Frage,“ sagte Goethe. „Und dann gewinnt auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, sowie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie selbst über Fürstinnen siegend Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf.“

„„Auch will mir scheinen,““ sagte ich, „„daß bei den vielen bedeutenden Männerrollen eine einzige weibliche Figur wie Klärchen zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird, will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck.““

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig,“ sagte Goethe. „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt,

die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

„„Man möchte auf Sie schelten,"" sagte ich, „„daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freiheit gegeben.""

„Man ist oft gleichgültiger als billig," antwortete Goethe. „Und dann war ich in jener Zeit mit andern Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für ‚Egmont' wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Compendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm wie es damit stehe, und so geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bei heitern Wintertagen und Sonnenschein die Schatten auf dem Schnee häufig blau gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner ‚Farbenlehre' unter die subjectiven Erscheinungen, indem er als Grundlage

annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, sondern durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingirte Fläche sei, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sei demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt und danach die von Saussure auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr consequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Capitel der ‚Farbenlehre' abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethes freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraschung fand, daß Goethes Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçu gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich gerade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das bei dem niedern Stande der Sonne im Winter mir entgegen einen so

großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf diese Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen bei völlig blauem Himmel und Sonnenschein und war überrascht, die ganze Masse vollkommen blau zu sehen. Eine geforderte Farbe, sagte ich zu mir selber, kann dieses nicht sein, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beschienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegensatz hervorgerufen werden könnte; ich sehe nichts als die schattige blaue Masse. Um aber durchaus sicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zusammen und blickte durch solche Röhre auf die schattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu sehen blieb.

Daß dieser blaue Schatten also nichts Subjectives sein konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe stand da, außer mir, selbstständig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? Und da sie nun einmal da war, wodurch konnte sie entstehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und siehe, die Auflösung des Räthsels kündigte sich mir an. Was kann es sein, sagte ich zu mir selber, als der Widerschein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat im Schatten sich anzusiedeln? Denn es steht geschrieben: die Farbe ist dem

Schatten verwandt, sie verbindet sich gerne mit ihm und erscheint uns gerne in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypothese wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne schien durch Dünste, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus-gelben Schein; sie wirkte mächtig genug, um entschiedene Schatten zu werfen, und es hätte in diesem Fall nach Goethes Lehre das frischeste Blau entstehen müssen. Es entstand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächsten Vormittag bei bewölkter Atmosphäre blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch und warf auf dem Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beiden Fällen fehlte der Widerschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethes Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätigt werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der ‚Farbenlehre‘ einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hilfe eines Kerzenlichts morgens früh bei Tagesanbruch sowie abends in der ersten Dämmerung, desgleichen bei hellem Mondschein, be-

sonders schön gesehen werden. Daß hierbei der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlicht erleuchtete, gelbe, objectiver Art sei und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgesprochen, obgleich es so ist; den andern, vom schwachen Tages- oder Mondlicht erleuchteten, bläulichen oder bläulichgrünen Schatten aber erklärt er für subjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichts im Auge hervorgerufen werde.

Diese Lehre fand ich nun bei sorgfältigster Beobachtung des Phänomens gleichfalls nicht durchaus bestätigt; es wollte mir vielmehr erscheinen als ob das von außen hereinwirkende schwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit sich bringe, der denn theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichts verstärkt werde, und daß also auch hierbei eine objective Grundlage stattfinde und zu beachten sei.

Daß das Licht des anbrechenden Tages wie des Mondes einen bleichen Schein werfe, ist bekannt. Ein bei Tagesanbruch oder im Mondschein angeblicktes Gesicht erscheint blaß, wie genugsame Erfahrungen bestätigen. Auch Shakespeare scheint dieses gekannt zu haben; denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bei Tagesanbruch von seiner Geliebten geht und in freier Luft eins dem andern plötzlich so bleich erscheint, liegt diese Wahrnehmung sicher zum Grunde. Die bleich

machende Wirkung eines solchen Lichtes aber wäre schon genugsame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit sich führen müsse, indem ein solches Licht dieselbige Wirkung thut wie ein Spiegel aus bläulichem oder grünlichem Glase. Doch stehe noch Folgendes zu weiterer Bestätigung.

Das Licht vom Auge des Geistes geschaut mag als durchaus weiß gedacht werden. Allein das empirische, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird selten in solcher Reinheit gesehen; vielmehr hat es, durch Dünste oder sonst modificirt, die Neigung, sich entweder für die Plus- oder Minusseite zu bestimmen und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erscheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt sich in solchem Fall entschieden zur Plusseite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber sowie das bei der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beides keine directe, sondern reflectirte Lichter sind, die überdies durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen sich auf die passive, auf die Minusseite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung oder bei Mondenschein einen weißen Bogen Papier so, daß dessen eine Hälfte vom Mond- oder Tageslichte, dessen andere aber vom Kerzenlichte beschienen werde, so wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und so werden beide Lichter, ohne

hinzugekommenen Schatten und ohne subjective Steigerung, bereits auf der activen oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethes Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sei, daß bei diesem Phänomen mehr Objectives einwirke, als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjectiven Forderung dabei nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bei der leisesten Berührung von irgend einer Farbe sogleich disponirt wäre, die entgegengesetzte hervorzubringen, so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dies ist aber glücklicherweise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt, ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Characteristische solcher subjectiven Erscheinungen — daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stetigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind —

ist bei den blauen Schatten im Schnee sowie bei den farbigen Doppelschatten von Goethe zu sehr außer acht gelassen; denn in beiden Fällen ist von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beiden Fällen steht die geforderte Farbe beim ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bei seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlichen, und bei seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden, eine Synthese zu weit greifen zu lassen und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine ‚Farbenlehre' zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Compendium stehe, hätte ich die soeben entwickelten Punkte gern verschweigen mögen; denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich Ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beseitigt und alle Mißverständnisse besprochen und gehoben sein.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine

Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus bestätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor, allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhaben-heiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„„Freilich,““ sagte ich, „„wer gegen Euer Excellenz recht haben will, muß früh aufstehen, allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.““

„Als ob Ihr es gefunden hättet!“ antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; mit Euerer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denkt.

Es geht mir mit meiner Farbenlehre,“ fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile,

treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen . . . . . und mit *** wegen . . . . ." Er nannte mir hier einige bedeutende Namen [Schopenhauer und Seebeck?].

Wir hatten indeß abgespeist, das Gespräch stockte. Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn, wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil sei.

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrags schuld sei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Thür halb lachend, halb spottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematisch erscheinen mag, daß Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er bei seinen poetischen Werken sich immer durchaus läßlich erwies und jede

gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löst sich vielleicht das Räthsel, wenn man bedenkt, daß ihm als Poet von außen her die völligste Genugthuung zutheil ward, während er bei der ‚Farbenlehre‘, diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustande und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf seine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe,“ pflegte er wiederholt zu sagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“

1188.

1829, 20. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er ist froh über die Beendigung der ‚Wanderjahre‘, die er morgen absenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung hinsichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er spricht von seiner ‚Italienischen Reise‘, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern,“ sagte er; „wenn sie gebären, verreden sie es, wieder beim Manne zu schlafen, und ehe man sich's versieht, sind sie wieder schwanger.“

Über den vierten Band seines ‚Lebens‘, in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabei meine Notizen vom Jahre 1824 über das bereits Ausgeführte und Schematisirte ihm gute Dienste thun.

Er liest mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von frühern jenaischen Fechtmeistern handelt. Goethe spricht viel Gutes von Göttling.

1189.

1829, 23. März.

Mit Eckermann.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden,“ sagte Goethe heute, „wo ich die Baukunst

eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effect der Musik nahe.

Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter.

Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner innern Natur volle Freiheit, thätig zu sein und aus mir selber zu schaffen."

Wir sprachen von Schiller's Briefen und dem Leben, das sie miteinander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. „„Auch an dem ‚Faust',““ sagte ich, „„schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch, wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig, wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am ‚Faust' fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.““

„Sie haben recht," sagte Goethe, „er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den ‚Wilhelm Meister' sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich

hatte nur immer zu thun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte."

„„Ich habe diesen Morgen,"" sagte ich, „„seine ‚Nadowessische Todtenklage' gelesen und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.""

„Sie sehen," antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künstler war und wie er auch das Objective zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß, die ‚Nadowessische Todtenklage' gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bei weiterm Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß dessen zu setzen, was sein muß, und daß vielmehr alle nur immer das loben und das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und das waren die Ersten

und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand.

Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten; aber das hat mich geschützt, sowie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hilfe kam."

1190.

1829, 24. März.

Mit Eckermann.

„Je höher ein Mensch," sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.

So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

1191.

1829, Ende März (?).

Über Gedichte des Prinzen Johann von Sachsen.

Die neueren Gedichte Ew. Königl. Hoheit kenne ich [Frh. v. Lützerode] zumtheil, besitze aber keines davon; ich bitte daher um baldigste Zusendung derselben, da mich Goethe an mein Versprechen hat erinnern lassen.

1192.

1829, 2. April.

Mit Eckermann.

„Ich will Ihnen ein politisches Geheimniß entdecken," sagte Goethe heute bei Tische, „das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Kapodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten; denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionären Staat hätte organisiren und Militär und Feldherrn sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird sich auch Kapodistrias als

Erster auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er sehr bald eine secundäre Rolle spielen. Ich sage Ihnen dieses voraus, und Sie werden es kommen sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht anders möglich."

Goethe sprach darauf viel über die Franzosen, besonders über Cousin, Villemain und Guizot. „Die Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer," sagte er, „ist groß; sie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geist des 19. Jahrhunderts, welches denn freilich Wunder thut."

Von diesen kamen wir auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von classisch und romantisch. „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen," sagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Classische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen classisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht classisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Classisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald imreinen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf Béranger's Gefangenschaft. „Es geschieht ihm ganz recht," sagte Goethe. „Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und fried-

lichen Bürgersinn seine Strafe vollkommen verwirkt. Seine frühern Gedichte dagegen sind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menschen zu machen, welches denn wohl das Beste ist, was man von Liedern sagen kann."

„„Ich bin gewiß,"" versetzte ich, „„daß seine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um seinen revolutionären Freunden zu gefallen, manches gesagt hat, was er sonst nicht gesagt haben würde. Euer Excellenz sollten Ihr Schema ausführen und das Kapitel von den Influenzen schreiben; der Gegenstand ist wichtiger und reicher, je mehr man darüber nachdenkt.""

„Er ist nur zu reich," sagte Goethe, „denn am Ende ist alles Influenz, insofern wir es nicht selber sind."

„„Man hat nur darauf zu sehen,"" sagte ich, „„ob eine Influenz hinderlich und förderlich, ob sie unserer Natur angemessen und begünstigend oder ob sie ihr zuwider ist.""

„Das ist es freilich," sagte Goethe, „worauf es ankommt, aber das ist auch eben das Schwere, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beim Nachtisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des

Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch, melancholisch wirke.

„Sie haben nicht unrecht," sagte Goethe, „und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß: wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir andern, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hin leben, ohne den äußern Eindrücken so viele Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Character eines Volks zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistentheils von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo also die Gegend mit dem angeborenen Character der Menschen bereits in Harmonie stand.

Sehen Sie sich einmal um," fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte."

„„Dieses blaue Briefcouvert?"" sagte ich.

„Ja," sagte Goethe. „Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß

und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „„Merck könnte so geschrieben haben,"" sagte ich.

„Nein," sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Couvert begünstigt, sodaß die Schrift ganz seinen großen Character ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

1193.

1829, 3. April.

Mit Eckermann und Coudray.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tische. Coudray erzählte von einer Treppe im großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man seit Jahren höchst unbequem gefunden, an deren Verbesserung der alte Herrscher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürsten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verschiedener Chausseebauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain wegen zwei Fuß Steigung auf die Ruthe ein wenig hätte umleiten müssen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wieviel Zoll die eigentliche Norm sei, welche man beim Chausseebau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte.

„„Zehn Zoll auf die Ruthe,““ antwortete er, „„da ist es bequem.““

„„Aber,““ sagte ich, „„wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Osten, Süden, Westen oder Norden fährt, so findet man sehr bald Stellen, wo die Chaussee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte.““

„„Das sind kurze unbedeutende Strecken,““ antwortete Coudray, „„und dann geht man oft beim Chausseebau über solche Stellen in der Nähe eines Ortes absichtlich hin, um demselben ein kleines Einkommen für Vorspann nicht zu nehmen.““ Wir lachten über diese redliche Schelmerei. „„Und im Grunde,““ fuhr Coudray fort, „„ist's auch eine Kleinigkeit; die Reisewagen gehen über solche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer sind einmal an einige Plackerei gewöhnt. Zudem, da solcher Vorspann gewöhnlich bei Gastwirthen genommen wird, so haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und sie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe.““

„Ich möchte wissen,“ sagte Goethe, „ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht sogar besser wäre, die gerade Straßenlinie dann und wann zu unterbrechen und die Chaussee künstlich hier und dort ein wenig steigen und fallen zu lassen; es würde das bequeme

Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserm Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre."

„,Das ließe sich wohl machen,'" antwortete Coudray, „,und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen.'"

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Instruction für einen jungen Architekten, den die Oberbaubehörde zu seiner weitern Ausbildung nach Paris zu schicken im Begriff stand. Er las die Instruction, sie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beim Ministerium die nöthige Unterstützung ausgewirkt; man freute sich, daß die Sache gelungen, und sprach über die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zu gute komme und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bei seiner Zurückkunft hatte man die Absicht ihn an der neu zu errichtenden Gewerkschule als Lehrer anzustellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alsobald ein angemessener Wirkungskreis eröffnet sei. Es war alles gut, und ich gab dazu meinen Segen im stillen.

Baurisse, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkschule vollkommen geeignet.

Man sprach von Bauten, vom Schall und wie er

zu vermeiden, und von großer Festigkeit der Gebäude der Jesuiten. „In Messina," sagte Goethe, „waren alle Gebäude vom Erdbeben zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effect auf sie gehabt."

Von Jesuiten und deren Reichthümern lenkte sich das Gespräch auf Katholiken und die Emancipation der Irländer. „‚Man sieht,'" sagte Coudray, „‚die Emancipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verclausuliren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann.'"

„Bei den Katholiken," sagte Goethe, „sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltaireschen leichten oberflächlichen Wesens," sagte er, „ist bei

ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste."

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um populär zu sein," sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich: er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katho-

liken, und wie groß der Geistlichen Einfluß und Wirken imstillen sei. Man erzählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau, [Koenig] der vor kurzem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sei sogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschiedenen Gemeinden. „Von meinem ‚Werther‘,“ sagte Goethe, „erschien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war inkurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahintergekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther‘ für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz imstillen wieder aus der Welt zu schaffen.“

1194.

1829, 5. April.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tische nach Belvedere gefahren sei, um Coudray's neue Treppe im Schlosse in Augenschein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch sagte er mir, daß ein großer versteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche versteinerte Stämme," sagte er, „finden sich unter dem einundfunfzigsten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr erstaunen. Von der frühern Organisation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menschen endoctrinirt, um seine Hypothesen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist es denn am Ende einerlei, was gelehrt wird, wenn es nur einigermaßen einen Anschein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann sprachen wir von seiner italienischen Reise, und er sagte mir, daß er in einem seiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Packet Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren seine Briefe aus Italien; er suchte das Gedicht und las:

Cupido, loser eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden,
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen!

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich sehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd sein,“ sagte Goethe, „denn es steht in der ‚Claudine von Villa-Bella‘, wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, sodaß man darüber hinausliest und niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut. Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied und ähnliche andere aus meinen Opern unter den ‚Gedichten‘ wieder sollen abdrucken lassen, damit der Componist doch die Lieder beisammen hätte.“ Ich fand dieses gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte —

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neuerschienenen Buche über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden [Bourrienne] verfaßt sei und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch,“ sagte er, „ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabei, welchen großartigen

Character das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt."

Auch von einem Trauerspiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es ist ein pathologisches Product," sagte er; „die Säfte sind Theilen überflüssig zugeleitet, die sie nicht haben wollen, und andern, die sie bedurft hätten, sind sie entzogen. Das Sujet war gut, sehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologisch, oder auch romantisch, wenn Sie nach unserer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beisammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

1195.

1829, 6. April.

Mit Eckermann.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bei Tische las und der mir Freude machte. Wir sprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Professors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen ist ein eigenes Land," sagte Goethe, „ich bin dort immer gern gewesen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nörd-

lichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist."

Goethe sprach sodann von Egon Ebert's neuestem epischen Gedicht [Wlasta], desgleichen von der frühern Weiberherrschaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entstanden.

Dies brachte die Unterhaltung auf das Epos eines andern Dichters [„Die Völkerschlacht" von Weber], der sich viel Mühe gegeben, sein Werk in öffentlichen Blättern günstig beurtheilt zu sehen. „Solche Urtheile," sagte Goethe, „sind denn auch hier und dort erschienen. Nun aber ist die ‚Hallesche Literaturzeitung' dahintergekommen und hat geradezu ausgesprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günstigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, ist bald entdeckt; es ist nicht mehr die Zeit, das Publikum zum besten zu haben und es in die Irre zu führen."

„„Ich bewundere,"" sagte ich, „„daß die Menschen um ein wenig Namen es sich so sauer werden lassen, sodaß sie selbst zu falschen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.""

„Liebes Kind," sagte Goethe, „ein Name ist nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!"

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch. Dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen

Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren ist groß," sagte er. „Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtsschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, sowie er an Wahrheit zunimmt."

„„Eine eigene Zaubergewalt,"" sagte ich, „„mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen.""

„Allerdings," sagte Goethe, „war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem andern aus freien Stücken, weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. „Sie wissen," sagte Goethe, „daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein

Wappen, aber eine große Nachkommenschaft ist da und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sei, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn, und er war es zufrieden, aber ein Pferd wollte er haben. Gut, sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen sah sehr stattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höhern Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höhern ausgesprochen war. Dem Wappenschilde oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunst, wodurch der treffliche Freund unter dem Einfluß und Schutz günstiger Gestirne sich Ruhm erworben. Unten dem Wappen an hing der Orden, womit sein König ihn beglückt und geehrt als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienste.

„Ich habe es von Facius stechen lassen," sagte Goethe, „und Sie sollen einen Abdruck sehn. Ist es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein

Wappen macht und ihm dadurch gleichsam den Adel giebt?" Wir freuten uns über den heitern Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.

Wir saßen noch eine Weile am Tische, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläser alten Rheinwein tranken. Goethe summte Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf, ich recitirte:

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden —

„„Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden,"" sagte ich, „„es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird.""

„Es bringt uns einen düstern Zustand vor Augen," sagte Goethe.

„„Es macht mir den Eindruck eines Bildes,"" sagte ich, „eines niederländischen.""

„Es hat so etwas von ‚Good man und Good wife'," sagte Goethe.

„„Sie nehmen mir das Wort von der Zunge,"" sagte ich, „„denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen, und das Bild von Ostade war mir vor Augen.""

„Aber wunderlich ist es," sagte Goethe, „daß sich beide Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den

Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären sie nichts."

„„Es sind dieses schöne Beispiele,"" sagte ich, „„wo die Poesie der Malerei so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer andern Zeit und einer andern Welt.""

„Ich werde es auch nicht zum zweitenmale machen," sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin; wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

„„Noch etwas Eigenes,"" sagte ich, „„hat das Gedicht. Es ist mir immer als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?""

„Es liegt im Rhythmus," sagte Goethe. „Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Character bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und theilte so ab:

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ ◡ – ◡
Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht

denken lasse. „Der Tact,“ sagte Goethe, „kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheidtes zu stande.“

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels. Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in seinen Vorlesungen fort,“ sagte er, „und sie halten sich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins 8. Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unserm trefflichen Savigny volle Anerkennung zutheil wird.

Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen was er von

den Deutschen sagt. ‚Die Germanen‘, sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war‘. Ist das nicht sehr artig und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheidtes wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolirung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu thun, er fragt nicht nach dem andern; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.“

1196.

1829, 7. April.

Mit Eckermann und H. Meyer.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich gewesen, mit Goethe am Tisch sitzen, und freute mich, ihn wieder so weit hergestellt zu sehen. Sie sprachen von Kunstsachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertausend Pfund gekauft, wodurch Peel sich denn besonders in Meyer's Gunst gesetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worein wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer sehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabei ist," sagte Goethe, „daß bei dieser Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne diese Veranlassung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländischen Zustand werden wir aber doch nicht, denn die Sache ist zu verwickelt. So viel aber sieht man, daß dieses Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland seine Übel allein trug, so ist es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das ist die Sache. Und den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf

Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, chikanirt und gequält worden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."

Von den Irländern wendete sich das Gespräch zu den Händeln in der Türkei. Man wunderte sich, wie die Russen, bei ihrer Übermacht, im vorjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache ist die," sagte Goethe, „die Mittel waren unzulänglich, und deshalb machte man zu große Anforderungen an einzelne, wodurch denn persönliche Großthaten und Aufopferungen geschahen, ohne die Angelegenheit im ganzen zu fördern."

„‚Es mag auch ein verwünschtes Lokal sein,'" sagte Meyer; „‚man sieht, in den ältesten Zeiten, daß es in dieser Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirge eindringen wollte, immer Händel setzte, daß er immer den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und daß er fast nie hereingekommen ist. Wenn die Russen sich nur die Seeseite offen halten, um sich von dorther mit Proviant versehen zu können!'"

„Das ist zu hoffen," sagte Goethe.

Ich lese jetzt ‚Napoleons Feldzug in Ägypten',

und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon sagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verschwindet und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit dastehen. Man sieht, er hatte bloß diesen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um sich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unschlüssig, was zu thun sei; er besuchte alle französischen Häfen an der Küste des Atlantischen Meeres hinunter, um den Zustand der Schiffe zu sehen und sich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen sei, und entschloß sich daher zu dem Zuge nach Ägypten."

„„Ich muß bewundern,"" sagte ich, „„wie Napoleon bei solcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.""

„Liebes Kind," sagte Goethe, „das ist das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das eine so wenig wie das andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war

immer klar und entschieden, was zu thun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant spielt. Das ist die Facilität, die sich überall findet wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Kriegs, am Klavier wie hinter den Kanonen.

Man sieht aber an diesem Buche," fuhr Goethe fort, „wie viele Märchen uns von seinem ägyptischen Feldzuge erzählt worden. Manches bestätigt sich zwar, allein vieles gar nicht, und das meiste ist anders.

Daß er die achthundert türkischen Gefangenen hat erschießen lassen, ist wahr; aber es erscheint als reifer Beschluß eines langen Kriegsrathes, indem nach Erwägung aller Umstände kein Mittel gewesen ist, sie zu retten.

Daß er in die Pyramiden soll hinabgestiegen sein, ist ein Märchen. Er ist hübsch außerhalb stehen geblieben und hat sich von den andern erzählen lassen, was sie unten gesehen.

So auch verhält sich die Sage, daß er orientalisches Costüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hause diese Maskerade gespielt und ist so unter den Seinigen erschienen, zu sehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht gestanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht steht, und so hat er dieses Costüm nie wieder angelegt.

Die Pestkranken aber hat er wirklich besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.

Aber," fuhr Goethe sehr heiter scherzend fort, „habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen ‚Werther‘!"

„„Daß er ihn gut studirt gehabt,"" sagte ich, „„sieht man bei seinem Lever in Erfurt."

„Er hatte ihn studirt wie ein Criminalrichter seine Acten," sagte Goethe, „und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber.

Es findet sich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liste der Bücher, die Napoleon in Ägypten bei sich geführt, worunter denn auch der ‚Werther‘ steht. Das Merkwürdige an dieser Liste aber ist, wie die

Bücher unter verschiedenen Rubriken classificirt werden. Unter der Aufschrift ‚Politique‘ z. B. finden wir aufgeführt: ‚Le vieux testament‘, ‚Le nouveau testament‘, ‚Le coran‘; woraus man denn sieht, aus welchem Gesichtspunkt Napoleon die religiösen Dinge angesehen.“

Goethe erzählte uns noch manches Interessante aus dem Buche, das ihn beschäftigte. Unter anderm auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee an der Spitze des Rothen Meeres zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden sei, sodaß die letzte Mannschaft bis unter die Arme im Wasser habe waten müssen und es also mit diesem Wagstück fast ein pharaonisches Ende genommen hätte. Bei dieser Gelegenheit sagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, sondern die an allen Orten zugleich entstehen und sich überall gleichmäßig fortschieben.

1197.

1829, 8. April.

Mit Eckermann.

Goethe saß schon am gedeckten Tische, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten,“ sagte er, „woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern!“

„„Ich theile Ihre Freude,““ sagte ich. „„Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beschäftigt, und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht.““

„Es kündigt sich oft etwas in unserm Innern an,“ sagte Goethe. „Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie!“

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ganz ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethen, daß er sich in Rom ein Besitzthum gekauft und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, sodaß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freien Anblick von Sankt-Peter habe. ‚Es ist eine Aussicht,‘ schreibt er, ‚welche zu genießen man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigenthums habe.‘ Er fährt fort sich glücklich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu sein. ‚Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen,‘ schreibt er, ‚ich sehnte mich danach wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht.‘

Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe.

„Da sehen Sie einen Monarchen," sagte er, „der neben der königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb um so erfreulicher." Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. ‚Hier in Rom,' schreibt der König, ‚erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen.' Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, wo Goethe gewohnt, und wie er dabei seiner gedenke. Aus den ‚Römischen Elegien' sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtniß hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag.

„Ja," sagte Goethe, „die ‚Elegien' liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen, was an dem Factum sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß

der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.

Ich wollte nur," fuhr Goethe fort, „daß des Königs ‚Gedichte' jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber sagen könnte. Nach dem Wenigen zu schließen, was ich von ihm gelesen, werden die Gedichte gut sein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun in so prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemüths zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten.

Indessen freue ich mich, daß der König sich in Rom so hübsch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage ist sehr schön, und die deutschen Künstler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechselte die Teller, und Goethe sagte ihm, daß er den großen Kupferstich von Rom im Deckenzimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem schönen Platz der König sich angekauft hat, damit Sie sich die Lokalität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen sehr verbunden.

„„Gestern Abend,"" versetzte ich, „„habe ich die ‚Claudine von Villa Bella' gelesen und mich sehr daran erbaut. Es ist so gründlich in der Anlage und so verwegen, locker, frech und froh in der Erscheinung, daß ich den lebhaften Wunsch fühle, es auf dem Theater zu sehen.""

„Wenn es gut gespielt wird," sagte Goethe, „macht es sich gar nicht schlecht."

„„Ich habe schon in Gedanken das Stück besetzt,"" sagte ich, „„und die Rollen vertheilt. Herr Genast müßte den Rugantino machen, er ist für die Rolle wie geschaffen; Herr Franke den Don Pedro; denn er ist von einem ähnlichen Wuchs, und es ist gut, wenn zwei Brüder sich ein wenig gleich sind; Herr La Roche den Basko, der dieser Rolle durch treffliche Maske und Kunst den wilden Anstrich geben würde, dessen sie bedarf.""

„Madame Eberwein," fuhr Goethe fort, „dächte ich, „wäre eine sehr gute Lucinde, und Demoiselle Schmidt machte die Claudine."

„„Zum Alonzo,"" sagte ich, „„müßten wir eine stattliche Figur haben, mehr einen guten Schauspieler als Sänger, und ich dächte, Herr Öls oder Herr Graff würden da am Platze sein. Von wem ist denn die Oper componirt, und wie ist die Musik?""

„Von Reichardt," antwortete Goethe, „und zwar ist die Musik vortrefflich. Nur ist die Instrumentirung, dem Geschmack der frühern Zeit gemäß, ein wenig schwach. Man müßte jetzt in dieser Hinsicht etwas nachhelfen und die Instrumentirung ein wenig stärker und voller machen. Unser Lied: ‚Cupido, loser, eigensinniger Knabe', ist dem Componisten ganz besonders gelungen."

„„Es ist eigen an diesem Liede,"" sagte ich, „„daß es

in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich recitirt.““

„Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen,“ sagte Goethe, „und da ist denn auch mit Recht die Wirkung eine solche.“

Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie,“ sagte Goethe, „was das für eine Lage ist! Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseits der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sanct-Peter, und hier der Vatican in der Nähe. Sie sehen, der König hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freie Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; solche Dinge sind

im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen."

Wir gingen wieder in unser Zimmer zurück. — „„Der Kanzler,"" sagte ich, „„wird sich über den Brief des Königs freuen.""

„Er soll ihn sehen," sagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern lese," fuhr Goethe fort, „muß ich immer an den Kanzler denken, und zwar daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platze sein würde; denn es gehört zu einer solchen Stelle nicht allein daß man gescheidt sei, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe, welches sich doch beides in unserm Kanzler vereinigt. Napoleon hatte auch diesen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder dictiren. Auch bei Blücher finden wir, daß er gern redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unser Großherzog redete gern, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistentheils gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurirte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig; denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurtheilung der

Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hatte er verordnet, soll fußweise bezahlt werden! Hält ein restaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, so zahlt vier. Dies war fürstlich verordnet, aber nicht künstlerisch; denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande sein, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restauriren wäre; ein anderes aber von vier kann sich derart befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militärs mathematische Bestimmungen und gehen gern nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieser Anekdote. Sodann sprachen wir noch manches über Kunst und derartige Gegenstände.

„Ich besitze Handzeichnungen," sagte Goethe, „nach Gemälden von Raphael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will.

‚Die Zeichnungen', sagte Meyer, ‚haben etwas Ungeübtes, aber man sieht, daß derjenige, der sie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen ist, sodaß sie uns das Original sehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künstler jene Bilder copiren, so würde er alles weit besser und

vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt sein würde, uns von Raphael und Dominichin einen so reinen vollkommenen Begriff zu geben.'

Ist das nicht ein sehr artiger Fall?" sagte Goethe. „Es könnte ein Ähnliches bei Übersetzungen stattfinden. Voß hat z. B. sicher eine treffliche Übersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu sein."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte vollkommen bei. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Krokus blühten sehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich," sagte Goethe, „daß das Grüne und Rothe sich gegenseitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höhern Stufe ständen und deshalb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig;

es kommt bloß darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sei. Überall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters herangerückt, und ich schickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu," sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, „daß Sie die Schrecknisse der ‚Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers'*) heute gut überstehen."

1198.

1829, 10. April.

Mit Eckermann.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor mit Landschaften von Claude Lorrain.

— — — — — — — — — — —

*) [Das gemeinte Schauspiel hieß: ‚Drei Tage aus dem Leben eines Spielers', von Theodor Hell nach dem Französischen.]

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen," sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüth eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich."

„„Ich dächte,"" sagte ich, „„das wäre ein gutes Wort und zwar ebenso gültig in der Poesie wie in den bildenden Künsten.""

„Ich sollte meinen," sagte Goethe.

Indessen," fuhr er fort, „wäre es wohl besser, Sie sparten sich den fernern Genuß des trefflichen Claude zum Nachtisch, denn die Bilder sind wirklich zu gut, um viele davon hintereinander zu sehen."

„„Ich fühle so,"" sagte ich, „„denn mich wandelt jedesmal eine gewisse Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nöthigen innezuhalten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weiter gehen.""

„Ich habe dem König von Bayern geantwortet,"

versetzte Goethe nach einer Pause, „und Sie sollen den Brief lesen.“

„„Das wird sehr lehrreich für mich sein,““ sagte ich, „„und ich freue mich dazu.““

„Indeß,“ sagte Goethe, „steht hier in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ ein Gedicht an den König, das der Kanzler mir gestern vorlas, und das Sie doch auch sehen müssen.“ Goethe gab mir das Blatt, und ich las das Gedicht imstillen.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ sagte Goethe.

„„Es sind die Empfindungen eines Dilettanten,““ sagte ich, „„der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er selber zu reden glaubt.““

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte Goethe; „ich halte das Gedicht auch für ein sehr schwaches Product: es giebt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist bloß mental, und das nicht im rechten Sinne.“

„„Um ein Gedicht gut zu machen,““ sagte ich, „„dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bei den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zu Tage bringen.““

„Und das Eigene ist,“ sagte Goethe, „daß nur das geborene Talent eigentlich weiß worauf es an-

kommt, und daß alle übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

„„Das beweisen die Ästhetiker,"" sagte ich, „„von denen fast keiner weiß, was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das, was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüthe führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtsein würde diese Kräfte paralysiren, und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsaglich gehindert sehen.""

„Sie haben vollkommen recht, und es wäre über dieses Kapitel vieles zu sagen.

Ich habe indeß," fuhr er fort, „das neue Epos von Egon Ebert gelesen, und Sie sollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen

gut und nicht besser zu machen. Das übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen, und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für poetisch und romantisch halten und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passirt."

„„Es ist dies ein Fehler,"" sagte ich, „„der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das specielle Wahre, aus Furcht, es sei nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.""

„Egon Ebert," sagte Goethe, „hätte sich sollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen ‚Tell' schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem ‚Clavigo' habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen."

„„Es ist aber so verarbeitet,"" sagte ich, „„daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben.""

„So ist es recht," sagte Goethe, „wenn es so ist."

Goethe erzählte mir sodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Christ," sagte er, „und

Sie müssen seine Memoiren lesen. Prozesse waren sein Element, worin es ihm erst eigentlich wohl wurde. Es existiren noch Reden von Advocaten aus einem seiner Prozesse, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und Verwegensten gehören, was je in dieser Art verhandelt worden. Eben diesen berühmten Prozeß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofs hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, allein dieser weigerte sich und bestand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müsse. Der Kanzler, in seiner Würde beleidigt, befahl den Leuten seines Gefolgs, Beaumarchais auf die Seite zu schieben, welches geschah, worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtssaal zurückging und einen Prozeß gegen den Kanzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über diese Anekdote, und wir unterhielten uns bei Tische heiter fort über verschiedene Dinge.

„Ich habe meinen ‚Zweiten Aufenthalt in Rom' wieder vorgenommen," sagte Goethe, „damit ich ihn endlich los werde und an etwas anderes gehen kann. Meine gedruckte ‚Italienische Reise' habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthalts in Rom geschrieben, sind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können: sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimarischen Verhältnisse,

und zeigen zu wenig von meinem italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen innern Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln übereinander zu setzen, und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird." Ich fand dieses vollkommen gut und bestätigte Goethe in dem Vorsatz.

„Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt," fuhr Goethe fort, „man solle trachten sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinem Sinnen und Trachten aufs Äußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht woher er kommt noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten. Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen,

daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer, dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeit lang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: ‚Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und andere Freude haben.‘"

Ich hörte dieses mit großem Interesse. „„Wie aber,"" sagte ich, „„soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?""

„Das wirkliche Talent," sagte Goethe, „besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, sodaß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Übung schreitet es fort und

wächst im Innern. Ein solches Talent ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister.

Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht," fuhr Goethe sehr heiter fort; „die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll gerathen, und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mailänder; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Württemberg gemalt, daß sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren und sie hierher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren. Ich hörte und sprach das Italienische einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drei Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten, von hier direct nach Haus eilen, nachdem sie zuvor im Auftrag des Herrn von Spiegel noch eine Decoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse sein werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der eine ist ein Schüler des ersten Decorationsmalers in Mailand [San-Quirico], und Ihr könnt also eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tisch abgeräumt hatte, ließ Goethe sich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns andere," sagte er, „wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und sich ansiedeln will, muß heirathen und katholisch werden, sonst hält er es nicht aus und hat eine schlechte Existenz. Hackert that sich nicht wenig darauf zu gute, daß er sich als Protestant so lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir sodann auch auf diesem Grundriß die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dies," sagte er, „ist der Farnesische Garten."

„„War es nicht hier,"" sagte ich, „„wo Sie die Hexenscene des ‚Faust' geschrieben?""

„Nein," sagte er, „das war im Garten Borghese."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landschaften von Claude Lorrain, und wir sprachen noch manches über diesen großen Meister. „„Sollte ein jetziger junger Künstler,"" sagte ich, „„sich nicht nach ihm bilden können?""

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte," antwortete Goethe, „würde ohne Frage sich an Claude Lorrain auf das trefflichste entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stich gelassen, würde diesem Meister höchstens nur Einzelheiten absehen und sich deren nur als Phrase bedienen."

1199.

1829, 11. April.

Mittag bei Goethe.

Ich [Eckermann] fand heute den Tisch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Personen. Goethe und Frau von Goethe empfingen mich sehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der französischen Gesandtschaft, dessen Schwager Herr von D., auf einer Durchreise begriffen, um gegen die Türken in russische Dienste zu gehen, Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in besonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anwesenden, ehe man sich zu Tische setzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, besonders zwischen Rothschild und Bethmann, wie der eine dem andern die Speculation verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir andern setzten uns zu Tische. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man sprach von Reisen, von Bädern, und Madame Schopenhauer interessirte besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rhein, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Zum Nachtisch erschien Graf Reinhard wieder, der wegen seiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bei Hofe gespeist, sondern sich auch zweimal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papst gewählt sei, und zwar ein Castiglione, und Goethe erzählte der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bei der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünschte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man sprach über Châteaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Mérimée und andere.

Nach Tische und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im December. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letztern zeigten sich schon Spuren vom „Werther“; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.

1200.

1829, 12. April.

Mit Eckermann.

Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern. Er hatte sich dargestellt wie einen, der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. „„Es mag schwer sein,““ sagte ich, „„das richtige Verhältniß zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe.““

„Wer wie ich,“ antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Convenienz halte.“

Goethe sprach darauf von der Redaction seines „Zweiten Aufenthalts in Rom“, die ihn jetzt beschäftigt. „Bei den Briefen,“ sagte er, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu frühern oder spätern Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheidt als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte.“

„„Während Sie dieses reden,““ sagte ich, „„steht mir die Metamorphose der Pflanze vor Augen, und ich begreife sehr wohl, daß man aus der Periode der Blüthe nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blüthenstandes zurücktreten möchte.““

„Ihr Gleichniß,“ sagte Goethe, „drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie sich ein recht ausgezacktes Blatt,“ fuhr er lachend fort, „ob es aus dem Zustande der freiesten Entwickelung in die dumpfe Beschränktheit der Kotyledone zurück möchte? Und nun ist sehr artig, daß wir sogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchsten Alters gelten kann, indem sie über die Periode der Blüthe und der Frucht hinaus ohne weitere Production noch munter fortwächst.

Das Schlimme ist,“ fuhr Goethe fort, „daß man im Leben so viel durch falsche Tendenzen ist gehindert worden, und daß man nie eine solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon freigemacht.“

„„Woran aber,““ sagte ich, „„soll man sehen und wissen, daß eine Tendenz eine falsche sei?““

„Die falsche Tendenz,“ antwortete Goethe, „ist nicht productiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieses an andern gewahr zu werden, ist nicht so gar schwer, aber an sich selber, ist ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geistes. Und selbst das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann sich nicht

entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

„„Aber doch,"" sagte ich, „„hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vortheil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte.""

„Ich habe an Einsicht gewonnen," sagte Goethe, „weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vortheil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freilich kein Künstler geworden, aber indem ich mich in allen Theilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenschaft zu geben und das Verdienstliche vom Mangelhaften zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar eine falsche Tendenz, aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind, sich zu Herren von Europa zu machen."

Wir sprachen noch über verschiedene Dinge, und Goethe erzählte sodann von einem Werk über Peter den Großen von Ségur, das ihm interessant sei und ihm manchen Aufschluß gegeben. „Die Lage von Petersburg,“ sagte er, „ist ganz unverzeihlich, um so mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden sich hebt, und daß der Kaiser die eigentliche Stadt ganz von aller Wassersnoth hätte freihalten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre und bloß den Hafen in der Niederung gelassen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorstellungen und sagte ihm voraus, daß die Population alle siebzig Jahre ersaufen würde. Es stand auch ein alter Baum da mit verschiedenen Spuren eines hohen Wasserstandes. Aber es war alles umsonst; der Kaiser blieb bei seiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte.

Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Charakters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht. So wollte denn

Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Neva wiederholen, sowie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen."

1201.

1829, 13. April.

Mit Eckermann.

Heute, nachdem Goethe über Tische mir manches gute Wort gesagt, erquickte ich mich zum Nachtisch noch an einigen Landschaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung" [von Boydell], sagte Goethe, „führt den Titel ‚Liber veritatis', sie könnte ebenso gut Liber naturae et artis heißen, denn es findet sich hier die Natur und Kunst auf der höchsten Stufe und im schönsten Bunde."

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain, und in welcher Schule er sich gebildet. „Sein nächster Meister," sagte Goethe, „war Antonio Tasso*); dieser aber war ein Schüler von Paul Brill, sodaß also dessen Schule und Maximen sein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewissermaßen zur Blüthe kamen; denn dasjenige, was bei diesen Meistern noch ernst und strenge erscheint, hat sich bei Claude

*) [Vielmehr: Agostino Tassi.]

Lorrain zur heitersten Anmuth und lieblichsten Freiheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.

Übrigens ist von einem so großen Talent, das in einer so bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu sagen, von wem es gelernt. Es sieht sich um und eignet sich an, wo es für seine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci ebenso viel wie seinen nächsten namhaften Meistern.

So sagt man gewöhnlich, Julius Roman war ein Schüler von Rafael, aber man könnte ebenso gut sagen, er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler [Cantarini], der Geist, Gemüth und Kunst seines Meisters so in sich aufgenommen hatte, daß er fast dasselbige wurde und dasselbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der sich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreiender Art, sodaß durch sie jedes Talent in seiner angeborenen Richtung entwickelt wurde und Meister hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich sah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunst wie geboren; sie fielen in eine Zeit, wo nach allen Seiten hin bereits das Beste gethan war und sie daher ihren Schülern das Musterhafteste aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künstler, große Lehrer, aber ich könnte nicht sagen, daß sie eigentlich gewesen was man geistreich nennt. Es ist

ein wenig kühn, daß ich so sage, allein es will mir so vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landschaften von Claude Lorrain betrachtet, schlug ich ein Künstler-Lexikon auf, um zu sehen was über diesen großen Meister ausgesprochen. Wir fanden gedruckt: ‚Sein Hauptverdienst bestand in der Palette.' Wir sahen uns an und lachten. „Da sehen Sie," sagte Goethe, „wieviel man lernen kann, wenn man sich an Bücher hält und sich dasjenige aneignet, was geschrieben steht!"

1202.

1829, 14. April.

Mit Eckermann und Meyer.

Als ich diesen Mittag hereintrat, saß Goethe mit Hofrath Meyer schon bei Tische, in Gesprächen über Italien und Gegenstände der Kunst. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landschaft aussuchte und zeigte, von der die Zeitungen gemeldet, daß Peel sich das Original für 4000 Pfund angeeignet. . . . . . Es war die Rede, wo das Original sich zeither befunden und in wessen Besitz Meyer es in Italien gesehen.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das neue Besitzthum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa sehr gut," sagte Meyer, „ich bin oft darin gewesen und gedenke der schönen Lage mit Vergnügen.

Es ist ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird sich auszuschmücken und nach seinem Sinne höchst anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude; später bewohnte es der Herzog von Sussex und der Graf Münster. Fremde hohe Herrschaften haben es immer wegen der gesunden Lage und herrlichen Aussicht besonders geliebt."

Ich fragte Hofrath Meyer, wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican sei. „Von Trinità di Monte, in der Nähe der Villa," sagte Meyer, „wo wir Künstler wohnten, ist es bis zum Vatican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg, und oft mehr als einmal."

„„Der Weg über die Brücke,"" sagte ich, „„scheint etwas um zu sein; ich dächte, man käme näher, wenn man sich über die Tiber setzen ließe und durch das Feld ginge.""

„Es ist nicht so," sagte Meyer, „aber wir hatten auch diesen Glauben und ließen uns sehr oft übersetzen. Ich erinnere mich einer solchen Überfahrt, wo wir in einer schönen Nacht bei hellem Mondschein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte sich der gewöhnliche Streit entsponnen, wer größer sei, Rafael oder Michel Angelo. So bestiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, schlug ein lustiger Vogel,

ich glaube es war Bury, vor, das Wasser nicht eher zu verlassen, als bis der Streit völlig abgethan sei und die Parteien sich vereinigt hätten. Der Vorschlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abstoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erst recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entschieden. So fuhren wir stundenlang hinüber und herüber, wobei niemand sich besser stand als der Schiffer, dem sich die Bajocs bei jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bei sich, der ihm half und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erscheinen mochte. ‚Vater,' sagte er, ‚was haben denn die Männer, daß sie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müssen, wenn wir sie ans Ufer gebracht?' ‚Ich weiß nicht, mein Sohn,' antwortete der Schiffer, ‚aber ich glaube, sie sind toll.' Endlich, um nicht die ganze Nacht hin- und herzufahren, vereinigte man sich nothdürftig, und wir gingen zu Lande."

Wir freuten uns und lachten über diese anmuthige Anekdote von künstlerischer Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der besten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß, ihn zu hören.

„Der Streit über Rafael und Michel Angelo," sagte Meyer, „war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugsame Künstler zusammen trafen,

sodaß von beiden Parteien sich einige anwesend fanden. In einer Osterie, wo man sehr billigen und guten Wein trank, pflegte er sich zu entspinnen; man berief sich auf Gemälde, auf einzelne Theile derselben, und wenn die Gegenpartei widerstritt und dies und jenes nicht zugeben wollte, entstand das Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung der Bilder. Streitend verließ man die Osterie und ging raschen Schrittes zur Sixtinischen Capelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bei einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Controversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Capelle erhielt manche vier Groschen."

Bei dieser heitern Gelegenheit erinnerte man sich eines andern Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Porträt eines römisches Kaisers," sagte Meyer; „die Antike stand vor des Schusters Thür, und wir haben ihn sehr oft in dieser löblichen Beschäftigung gesehen, wenn wir vorbeigingen."

1203.

1829, 15. April.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge schreiben, die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute," sagte Goethe, „ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt, sie wären sein Eigenthum, und so spricht er sie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrath erschöpft ist."

1204.

1829, April.

Mit Hans Freiherr von Gagern und dessen Sohn Max.

Als mein Vater im April 1829 mich [Max] als einen Göttinger Studenten auf einer Reise nach Berlin

mitnahm und in Weimar Goethe vorstellte, kam es zu folgendem Dreigespräch:

Goethe. Und was hat denn der junge Herr studirt?

Ich. Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich schwer bequemen.

Goethe. Ich will es Ihnen denn auch nicht übel nehmen. Man kann aber nebenher auch andere Liebhabereien verfolgen, wie ich deren mehrere habe.

Vater. War das eben nicht ein Anklang an den ‚Faust'? O! Sie müssen gestehen, daß Sie dem Teufel darin doch eine gar zu schöne Rolle zugetheilt haben.

Darauf Goethe mit merkwürdig ernstem Blick aus seinen unvergeßlich schönen braunen Augen: „Ja, es ist etwas von der Hölle darin!"

. . . . [Es] wurde bei dieser Begegnung ferner dann auch folgendes verabredet. Goethe versprach dem Freiherrn Hans v. Gagern sein Bildniß, und zwar ein wohlgetroffenes von einem geschickten Künstler [Schmeller], wohl das ähnlichste, das von ihm angefertigt sei; er verlangte dafür aber, daß Baron Gagern sich für ihn gleichfalls zeichnen lasse. Dabei gebrauchte er den Ausdruck: „ich habe einen geschickten Zeichner zur Hand, der diese Aufgabe zur Zufriedenheit lösen wird." [Schmeller.]

1205.

1829, 17. Mai.

Mit v. Müller und Coudray.

Am 17. Mai 1829, Sonntags, war ich von 4—6 Uhr bei ihm, meist mit Coudray. Goethe war sehr mittheilend und ruhig heiter.

Die Menge, die Majorität, ist nothwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder thörichte Individualität an, ist wie ein Firniß, mit dem man leicht alles übertüncht.

Er sprach vom Aufgeben seines Journals ‚Kunst und Alterthum.' „Wenn man in und für die Zeit schreibt, ist es gar zu unangenehm, zu finden, daß man nichts auf sie wirkt. Ja wenn man Schiller's und meinen Briefwechsel liest, da findet man wohl, daß diese Kerls es sich ganz anders sauer werden, ganz höllisch ernst sein ließen. Und man wundert sich, daß sie sich so viele Mühe geben mochten; die albernen Burschen dachten nach, suchten sich Alles klar zu machen, Theorien von dem, was sie geschaffen hatten, zu ergrübeln; hätten es sich leichter machen können und lieber was Frisches schaffen."

Wir besahen viele Köpfe und Lithographien, beson-

ders die sehr schöne aus München, Helena Forment von Rubens, lithographirt von Flachenecker. Oppenheim's häßliche Susanne ward sehr durchgehechelt. Sodann ward die Gartenkammer mit den Rauch'schen Basreliefs der Blücher-Statue durchforscht.

Als wir auf Cotta und seine ewigen Zögerungen bei der Herausgabe der Goethe'schen Werke kamen, brach er heftig aus: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben.“

1206.

1829, 21. Mai.

Mit v. Müller.

Als ich im Parkgarten von Sternberg's Kommen sprach, antwortete er: „ich hoffe er kommt nicht. Ich kann es niemand verargen, der sich nicht aus der Stelle bewegen mag und höchstens der Gefahr aussetzt, Besuch zu bekommen. Rochlitz wird ja nun wohl auch sich besinnen zu antworten, etwa ein zehnjähriges Schweigen wird ihm wohl ziemen.“ — Als ich sagte: Sternberg werde nun wohl wieder frisch auf sein, bemerkte Goethe: „Unser Kanzler ist ein vortrefflicher Mann, aber er liebt immer die Impropriëtät der Ausdrücke. Wie soll ein Achtundsiebzigjähriger frisch sein?“

1207.

1829, 23. Juni.

Mit Friedrich Rochlitz.

Welche köstliche Stunden (wahrlich! sie sind die schönsten meines Lebens) habe ich nun nicht zu schildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen und damit zu veranlassen, daß Du [Frau Rochlitz] darnach fragst, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erste Augenblick machte mich über Goethes jetzt wieder erneutes, vollkräftiges Herbstnachblühen erstaunen; im zweiten hatte er mich schon an seine Brust gezogen, wo er mich schweigend festhielt, wie ich schweigend an seinem großen edlen Herzen ruhte, bis er mit seiner noch so kräftigen Stimme ausrief: „Willkommen! Willkommen!“ Wir setzten uns; sein erstes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile beganner: „Ich meine, wir lassen uns noch frischer aus im Grünen und zu Zweien harsch aneinander. Der Wagen steht bereit. Hab' ich's recht gemacht?“ Wir fuhren fast volle zwei Stunden, erst im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unser Gespräch berührte nicht wenige der wichtigsten Angelegenheiten des innern Menschen, ein jeder von seinem Gesichtspunkte aus, ein jeder den des andern ehrend, aber den seinigen festhaltend. Lebenslang vergesse ich dieses Gespräch nicht.

Bei ihm zurückgekommen, wollte ich mich entfernen;

er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete — erst im Garten, dann auf dem Zimmer — sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen innern Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! — Dann zeigte er mir köstliche Kunstgeschenke vom König Ludwig von Bayern, und wir ergossen uns darüber. Da ich von neuem zu gehen ansetzte, ließ er seinen Sohn rufen, und wir drei gingen in ein anderes Zimmer zum Abendtisch. Hier wurden wir jugendfröhlich, indem ich von Wien, er von Neapel auskramte. So ward's spät; endlich mußte ich fort. Der Sohn mußte seinen Hut holen, mich zu begleiten, „und bis an's Bett!" sagte der Vater. Zuvor hatte er mich aber noch gedrängt, anzugeben, wen ich morgen Mittag .. an seiner Tafel sehen wollte: wir blieben bei v. Müller, Meyer (den er erst, wie ich nicht wußte, von Belvedere herbeiholen muß), Riemer und Eckermann. . . . . .

Zum Schluß . . . einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethes, unter Deutschen höchst seltener Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf und ab gingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf: im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unserer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und auf's Allerdichteste, sodaß zur

Blüthezeit die Kronen ineinander greifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. „Ja," sagte er, „das war auch so ein Einfall! etwas was mir vor einem halben Jahrhundert in anderer Gestalt nur allzuwohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld." — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich etwas erzählen wollte, begann er: „Sie war in anderen Umständen, als das Land, in gesegneten nämlich."

1208.

1829, 24. Juni.

Mit Rochlitz u. a.

Gestern Mittag, wie schon gemeldet, war bei Goethe zu meiner Ehre ein „Freundschaftstisch" und niemand gegenwärtig als die schon Genannten, nicht einmal der Sohn. Um 2 Uhr wird gegessen, aber nach Verabredung sandte Goethe schon um 12 Uhr seinen Wagen (er läßt mich hier nicht auf den Boden kommen; ich mag wollen oder nicht, so muß ich mich seines Wagens bedienen), damit wir zwei zuvor ganz allein uns beschäftigen könnten. Das geschah nun mit Kunstgegenständen und Gesprächen darüber.

Über Tisch kreiste das Gespräch nur um bedeutende, ja die bedeutendsten, aber weltliche Dinge. „Nur keine Politik, ich bitt' Euch!" rief Goethe, als es sich dahin lenken wollte, und wir folgten ihm gern. Der treffliche

alte Meyer gab mir die unerwartetsten Beweise treuer Anhänglichkeit. . . . .

Nach Tisch wurden meine mitgebrachten Zeichnungen vor- und durchgenommen, und das mit großer Freude und unter wahrhaft lehrreichen Gesprächen. Was haben diese beiden alten Herren für Augen! Und wie treffen sie bei ihrer ungeheuern Geübtheit überall sogleich den rechten Fleck, den unsereiner erst nach manchem Prüfen und Erwägen herausfindet!

Indessen war auch Müller aus der Loge herzugekommen. Goethe wollte mit mir und ihm nach Belvedere fahren, da es aber (gegen 7 Uhr) fortgehen sollte, sagte er freundlichst: „Fahret hin, aber laßt mich hier! Der Achtzigjährige hat heute genug.“ Und so ließen wir ihn.

Von morgen (Freitag) weiß ich nur noch, daß Goethe mir eine „Ehrentafel“ halten will, was er sehr selten thut.

1209.

1829, 25. Juni.

Mit Rochlitz u. a.

Der Tag war köstlich, Vater Goethe ganz besonders traulich gegen mich, z. B. über sein Jugendleben im Zusammenhange (dem innern, geistigen) mit dem spätern, was nun zu sehr ernsten Betrachtungen über den Zusammenhang menschlichen Lebens überhaupt An-

laß gab, und wo wir beide, zwar von den verschiedensten Ansichten ausgehen, doch endlich in einem, dem großen Mittelpunkte alles Lebens und Wirkens freudig und hoffnungsvoll zusammentrafen.

1210.

1829, 6. Juli.

Mit Riemer.

„Ich las in Delavigne's ‚Marino Falieri‘ und bewunderte, wie er sich von seinem Vorbilde, der Tragödie Byron's so völlig losgemacht und das Ganze aus dem innern Anschaun in ein äußeres Theaterschauen verwandelt habe.“

1211.

1829, 2. August.

Mit H. C. Robinson.

Voigt and I left Jena before seven, and in three hours were at Weimar. Having left our cards at Goethe's dwelling-house, we proceeded to the garden-house in the park, and were at once admitted to the great man, I was aware, by the present of medals from him, that I was not forgotten, and I had heard from Hall and others that I was expected. Yet I was oppressed by the kindness of his reception. We found the old man in his cottage in the

park, to which he retires for solitude from his town house, where are his son, his daughter-in-law, and three grandchildren. . . . . Twenty-seven years ago . . . . . he never honoured me with a look after the first haughty bow; now he was all courtesy. „Well, you are come at last," he said, „we have waited years for you. How is my old friend Knebel? You have given him youth again; I have no doubt." In his room . . . . hung two large engravings: one, the well-known panoramic view of Rome; the other, the old square engraving, an imaginary restoration of the ancient public buildings. . . . . He spoke of the old engraving as what delighted him, as showing what the scholars thought in the fifteenth century. The opinion of scholars is now changed. In like manner he thought favourably of the panoramic view, though it is incorrect, including objects which cannot be seen from the same spot.

I had a second chat with him late in the evening. We talked much of Lord Byron, and the subject was renewed afterwards. To refer to detached subjects of conversation, I ascertained that he was unacquainted with Burns's „Vision". This is most remarkable, on account of its close resemblance to the *Zueignung* (dedication) to his own works, because the whole logic of the two poems is the same. Each poet confesses his infirmities; each is consoled by the Muse — the hollyleaf of the

Scotch poet being the ‚veil of dew and sunbeams' of the German. I pointed out this resemblance to Frau von Goethe, and she acknowledged it.

This evening I gave Goethe an account of de Lamennais, and quoted from him a passage importing that all truth comes from God, and is made known to us by the Church. He held at the moment a flower in his hand, and a beautiful butterfly was in the room. He exclaimed: „No doubt all truth comes from God; but the Church! There's the point. God speaks to us through this flower and that butterfly; and that's a language these *Spitzbuben* don't understand.“ — Something led him to speak of Ossian with contempt. I remarked: „„The taste for Ossian is to be ascribed to you in a great measure. It was Werter that set the fashion.““ He smiled and said: „That's partly true; but it was never perceived by the critics that Werter praised Homer while he retained his senses, and Ossian when he was going mad. But reviewers do not notice such things.“ I reminded Goethe that Napoleon loved Ossian „It was the contrast with his own nature,“ Goethe replied. „He loved soft and melancholy music. ‚Werter' was among his books at St. Helena.“

We spoke of the emancipation of the Catholics. Goethe said: „My daughter will be glad to talk about it; I take no interest in such matters.“ On

leaving him the first evening, he kissed me three times. . . . Voigt never saw him do so much to any other. He pressed me to spend some days at Weimar on my return.

1212.

1829, erste Hälfte August.

In Dornburg.

Es war im August des Jahres 1829. Er kam mit drei Fremden, welche er mir, [Sckell] als ich herbeigeeilt war, freundlich die Hand bietend, mit den Worten vorstellte: „Ich komme hier mit diesen drei Herren, welche aus Berlin sind.“ Die Namen derselben, welche mir Goethe nannte, sind mir entfallen. Darauf wandte er sich mit den Worten an die Fremden: „Sehen Sie, meine Herren! dies ist der freundliche junge Mann, von welchem ich Ihnen sagte, daß er mich so gut verpflegt und mir so wohl gefallen habe.“ Da er wünschte, mit seinen Gästen bei mir zu speisen, so hatte ich dafür zu sorgen, daß am Mittage die Küche möglichst gut bestellt sei. Er übernahm es daher selbst, die Fremden im Garten herumzuführen. Das Mahl, in dem alten Zimmer Goethes servirt, behagte nach ihrer Aussage allen. Als sie gegen 4 Uhr abreisten, dankte Goethe wiederholt auf's Verbindlichste, beschenkte mich von neuem reichlich und wiederholte seine Einladung, ihn, wenn ich einmal nach Weimar komme, doch ja zu besuchen.

1213.

1829, 13. bis 19. August.

Mit Robinson.

I was there [in Weimar] from the 13th of August till the 19th.

I cannot pretend to set down our conversations in the order in which they occurred. On my return from Jena, I was more aware than before that Goethe was grown old; perhaps because he did not exert himself so much. His expression of feeling was, however, constantly tender and kind. He was alive to his reputation in England, and apparently mortified at the poor account I gave of Lord Leveson Gower's translation of ‚Faust', though I did not choose to tell him that his noble translator, as an apology, said he did it as an exercise while learning the language. On my mentioning that Lord Leveson Gower had not ventured to translate the ‚Prologue in Heaven' he seemed surprised. „How so? that is quite unobjectionable. The idea is in Job." He did not perceive that that was the aggravation, not the excuse. He was surprised, when I told him, that the ‚Sorrows of Werter' was a mistranslation — sorrow being *Kummer* — *Leiden* is sufferings.

I spoke with especial admiration of his ‚Carnival at Rome'. „„I shall be there next winter, and shall be glad if the thing give me half the pleasure

I had in reading the description.““ — „Ay, *mein Lieber*, but it won't do that! To let you into a secret, nothing can be more wearisome *(ennuyant)* than that Carnival. I wrote that account really to relieve myself. My lodgings were in the Corso. I stood on the balcony, and jotted down everything I saw. There is not a single item invented.“ And then, smiling, he said: „We poets are much more matter-of-fact people than they who are not poets have any idea of, and it was the truth and realty which made such writing so popular.“ .... Speaking this evening of the travels in Switzerland, he said that he still possessed all that he has in print called his, ‚*Actenstücke*‘ (documents); that is tavern-bills, accounts, advertisements &c. And he repeated his remark, that it is by the laborious collection of facts that even a poetical view of nature is to be corrected and authenticated. I mentioned Marlowe's ‚Faust‘. He burst out into an exclamation of praise. „How greatly is it all planned!“ He had thought of translating it. He was fully aware that Shakespeare did not stand alone.

This, and indeed every evening, I believe, Lord Byron was the subject of his praise. He said: *„Es sind keine Flickwörter im Gedichte.“* (There is no padding in his poetry.) And he compared the brilliancy and clearness of his style to a metal wire drawn trough to a steal plate. In the complete

edition of Byron's works, including the ‚Life' by Moore, there is a statement of the connection between Goethe and Byron. At the time of my interviews with Goethe, Byron's ‚Life' was actually in preparation. Goethe was by no means indifferent to the account which was to be given to the world of his own relations to the English poet, and was desirous of contributing all in his power to its completeness. For that purpose he put into my hands the lithographic dedication of ‚Sardanapalus' to himself, and all the original papers which had passed between them. He permitted me to take these to my hotel, and to do with them what I pleased; in other words, I was to copy them, and add such recollections as I was able to supply of Goethe's remarks on Byron. These filled a very closely-written folio letter, which I despatched to England; but Moore afterwards assured me that he had never received it.

One or two of the following remarks will be found as significant as anything Goethe has written of Byron. It was a satisfaction to me to find that Goethe preferred to all the other serious poems of Byron, the ‚Heaven and Earth', though it seemed almost satire when he exclaimed, „A bishop might have written it!" He added, „Byron should have lived to execute his vocation." — „„And that was?"" I asked. „To dramatize the Old Testament. What

a subject under his hands would the Tower of Babel have been!" He continued: „You must not take it ill; but Byron was indebted for the profound views he took of the Bible to the ennui he suffered from it at school." Goethe, it will be remembered, in one of his ironical epigrams, derives his poetry from ennui *(Langeweile)*; he greets her as the Mother of the Muses. It was with reference to the poems of the Old Testament that Goethe praised the views which Byron took of Nature; they were equally profound and poetical. „He had not," Goethe said, „like me, devoted a long life to the study of Nature, and yet in all his works I found by two or three passages I could have wished to alter."

I had the courage to confess my inability to relish the serious poems of Byron, and to intimate my dissatisfaction with the comparison generally made between Manfred and Faust. I remarked: „„Faust had nothing left but to sell his soul to the devil when he had exhausted all the resources of science in vain; but Manfred's was a poor reason — his passion for Astarte." He smiled, and said, „That is true." But then he fell back on the indomitable spirit of Manfred. Even at the last he was not conquered. Power in all its forms Goethe had respect for. This he had in common with Carlyle. And the impudence of Byron's satire he felt and enjoyed. I pointed out ‚The Deformed

Transformed' as being really an imitation of ‚Faust', and was pleased to find that Goethe especially praised this piece. I read to him the ‚Vision of Judgment', explaining the obscurer allusions. He enjoyed it as a child might, but his criticisons scarcely went beyond the exclamations — „Too bad!" „Heavenly!" „Unsurpassable!" He praised, however, especially the speeches of Wilkes and Junius, and the concealment of the countenance of the latter. „Byron has surpassed himself." Goethe praised Stanza IX for its clear description. He repeated Stanza X, and emphatically the last two lines, recollecting that he was himself eighty years of age. Stanza XXIV he declared to be sublime:

But bringing up the rear of this bright host,
  A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
  Whose barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when tempest-tossed;
  Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
  And where he gazed a gloom pervaded space.

Goethe concurred in my suggested praise of Stanzas XIII, XIV, XV. Indeed Goethe was in this like Coleridge, that he was by no means addicted to contradiction. This encourages those who might not otherwise venture on obtruding a sentiment. He did not reject the preference I expressed for

Byron's satirical poems, nor my suggestion that to ‚Don Juan' a motto might have been taken from Mephistopheles' speech aside to the student who asked his opinion of medicine:

Ich bin des trockenen Zeugs doch satt,
Ich will den ächten Teufel spielen.

Byron's verses on George IV, he said, where the sublime of hatred. I took an opportunity to mention Milton, and found Goethe unacquainted with ‚Samson Agonistes'. I read to him the first part, to the end of the scene with Delilah. He fully conceived the spirit of it, though he did not praise Milton with the warmth with which he eulogized Byron, of whom he said that the like would never come again; he was inimitable. Ariosto was not so daring as Byron in the ‚Vision of Judgement'.

Goethe said Samson's confession of his guilt was in a better spirit than anything in Byron. „There is fine logic in all the speeches." On my reading Delilah's vindication of herself, he exclaimed: „That is capital; he has put her in the right." To one of Samson's speeches he cried out, „Oh, the parson!" He thanked me for making him acquainted with this poem, and said, „It gives me a higher opinion of Milton than I had before. It lets me more into the nature of his mind than any other of his works."

I read to him Coleridges „Fire, Famine, and

Slaughter;" his praise was faint. I inquired whether he knew the name of Lamb. „Oh, yes! Did he not write a pretty sonnet on his own name?" . . . .

I informed Goethe of my possession of Wieland's bust by Schadow. He said: „It is like a lost child found. The Duchess Amelia sent for Schadow to do it, and when done, gave it to Wieland. He died when the French were here, and we were all away.[?] Wieland's goods were sold by auction, and we heard that the bust was bought by an Englishman. *Vestigia nulla retrorsum!*" I related to him how I had bought it at the recommandation of Flaxman, who deemed it „‚a perfect work.'" Goethe then said: „You must be sensible that it ought to be here. A time will come when you can no longer enjoy it. Take care that it comes here hereafter. This I promised. And I have in my will given it to the Grand Duke, in trust, for the public library at Weimar. Goethe expressed to me his pleasure that I had retained so lively a recollection of Weimar at its *„schöne Zeit"*, when Schiller, Herder and Wieland all lived. I remember no other mention of Herder, nor did I expect it. Goethe spoke of Wieland as a man of genius, and of Schiller with great regard. He said that Schiller's rendering of the witch-scenes in ‚Macbeth' was „detestable". But it was his way; you must let every man have his own character." This was a tolerance characteristic of Goethe.

I have already mentioned Goethe's fondness for keeping portrait memorials, and can only consider it as an extreme instance of this that I was desired to go to one Schmeller to have my portrait taken — a head in crayons, frighfully ugly, and very like. The artist told me that he had within a few years done for Goethe more than three hundred. It is the kind of *Andenken* he preferred. They are all done in the same style — full face. . . . .

In this way I spent five evenings with Goethe. When he took leave of me, it was very kindly, and he requested me to write every three or four months, when I came to an interresting place. . . . . I saw much of his daughter-in-law; he is said to have called her „*Ein verrückter Engel*“ (a crazy angel), and the epithet is felicitous.

1214.

1829, 19. (?) August.

Mit Jean Pierre David.

David war nach Weimar gereist um Goethes Bildniß plastisch aufzunehmen; dort hatte er sich bei Goethe unter Übersendung von Empfehlungsschreiben anmelden lassen.

En effet, l'honnête messager reparut le jour suivant à l'heure dite et informa le maître, que son Excellence, après quelques hésitations, avait cédé devant les lettres d'Ampère et de Cousin. Goethe attendait David.

La présentation ne fut pas longue. David offrit au poête les medaillons de Cousin, de Victor Hugo et de Delacroix. Goethe parut prendre intérêt à l'examen de ces profils, puis il laissa échapper un petit gloussement qui lui était propre et sur la signification duquel il n'y avait point à se méprendre. Aussitôt, le poête engagea le dialogue en questionnant le maître sur les écrivains et les artistes français, et tout en parlant, Goethe faisait les honneurs de sa maison.

— — — — — — — — — — —

A peine avaient-ils échangé quelques pensées, que déja Goethe et David s'étaient compris. La mise sévère du sculpteur, l'aisance de sa tenue, son grand oeil bleu, sa parole simple, ses aperçus élevés, une jeunesse d'âme qui lui donnait d'être promptement ému, tout en lui devait plaire à l'auteur de ‚Faust'. Ce fut Goethe qui fixa de lui même le jour et l'heure de la première séance. Le mouleur apporta la terre et l'armature, et le buste fut commencé.

1215.

1829, 19. August.

Mit Adam Mickiewicz, Anton Eduard Odyniec u. a.

Gestern, genau zu Mittag, hielt ein eleganter Wagen der Frau Ottilie [v. Goethe] vor unserem Hôtel, und eine Viertelstunde später stiegen wir aus demselben bei

der Gartenpforte des Landhauses Goethes aus, wo uns schon ein alter Diener Goethes erwartete, der uns durch den Garten führte, die Thüre des Salons öffnete, uns einließ und fortging. . . . . Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Viertelstunde. Adam fragte, ob mir das Herz poche. In der That war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erscheinung. Er selber erinnerte daran, wie er vordem die Frau S[zymanowska] darum beneidet hatte, daß sie Goethe gesehen und mit ihm gesprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam citirte mit Nachdruck den Vers aus Zgierski's ‚Kiszka‘: Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten — und kaum, daß wir dieses, im Augenblicke passendsten Citates uns erkühnten, öffnete sich die Thüre, und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Übertreibung: es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponirend, und die Stirne — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusringe; wir sahen bisher bei niemand etwas Ähnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknüpften Überrock; auf dem Halse ein

weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde; keinen Kragen. Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verklärte ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritte uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte und dazu sprach: „Pardon Messieurs que je vous ai fait attendre. Il m'est très agréable de voir les amis de Mme. Szymanowska qui m'honore aussi de son amitié.“ Du [Korsak] mußt nämlich wissen, daß Goethe ein großer Verehrer der Frau S. war und über sie sprechend äußerte: „Elle est charmante comme elle est belle, et gracieuse comme elle est charmante.“ Sodann, als wir uns gesetzt hatten, wandte er sich zu Adam und versicherte ihm: er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die Literatur bei uns wie in ganz Europa zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung,“ fügte er hinzu, „was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen.“ „„Auch wir wissen es,““ antwortete Adam, „„nach den Erfahrungen Ew. Excellenz, wie große Genien beim Übergange durch sie die Strömung sich nach umlenken.““ Goethe nickte einwenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Compliment fühle, und weitersprechend beklagte er, daß er nur wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slawische Sprache verstehe. „Mais l'homme a tant à faire dans cette vie.“ Er fügte aber hinzu, daß er Adam schon aus

den Journalen kenne, sowie auch Fragmente aus seiner neuen Dichtung (‚Wallenrod‘), welche ihm Frau S. freundlichst in einer deutschen Übersetzung (von Fräulein Caroline Janisch, einer Freundin Adam's in Moskau) zugesendet, oder welche er später in den Leipziger Jahrbüchern [?] gelesen hatte. Dorther wisse er auch, wie er, sich zu mir wendend, versicherte, von dem von mir herausgegebenen Almanach (Melitela), welcher Productionen aller jetzt lebenden polnischen Dichter enthält, habe auch dort die Übersetzung meiner Dichtung „Die Gefangene des Litauers“ gelesen, und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stiles „autant que je puis en juger par la traduction.“ Ich erröthete mächtig, ob aus Bescheidenheit oder Freude weiß ich nicht, gewiß aber aus mächtiger Erregung. Adam warf inzwischen einige Worte über meine Übersetzungen aus Bürger hin. Im Blicke Goethes, welchem meine erhobenen Augen begegneten, glaubte ich den Ausdruck wohlwollender Güte zu sehen. Als ihm dann Adam auf sein Verlangen den ganzen Gang der polnischen Literatur wunderbar concis und klar vorführte, und zwar von der ältesten bis zu der neuesten Zeit, wobei er denselben mit den historischen Epochen zusammenhielt und verglich, war in den auf ihn unverwandt gerichteten Augen Goethes nicht bloß eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzählten zu gewahren. Die Fingerbewegung seiner auf das Knie gestützten Hand schien

dasselbe zu bezeugen. Nota bene: ich vergaß zu sagen, daß Goethe im Beginne dieses Gesprächs sich des Deutschen bediente; kaum hatte ihm aber Adam, und zwar auch deutsch gesagt, daß er zwar des Deutschen immerhin mächtig sei, aber es nicht wage, sich dessen in seiner Gegenwart zu bedienen, so kehrte er gleich zu dem Französischen zurück. Im weiteren Laufe des Gespräches behauptete Goethe, daß bei dem immer schärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poesie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Character annehmen müsse, gestand aber Adam zu, daß sie nie besondere nationale Züge verlieren würde. Von da ging das Gespräch auf die Volkslieder über, und mit lebendigem Interesse fragte Goethe und hörte zu, was Adam und zumtheil auch ich ihm über die Verschiedenheit im Character und den Tonweisen unserer provinciellen Gesänge erzählte, und wiederholte das alles später selber beim Mittagessen für die andern. Damit endigte unser literarisches Gespräch.

Dann sich zuerst zu Adam, dann zu mir wendend, fragte er um unsere weiteren Reiseprojecte, indem er sich gefühlvoll Italiens und Roms erinnerte, wobei er uns, wie er sagte, darum beneidete, daß wir dorthin gingen, woher er einst in seiner Jugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe. Weiter sprach er mit Adam über seine Bekannten in Berlin, die jener auf der Durchreise kennen gelernt hatte, und zwar besonders

über Professor Gans; dann kehrte er wieder zu Frau S. zurück und that einiger anderen ihm einst bekannt gewordenen Polen Erwähnung, namentlich Johann Potocki's und der Fürstin Lubomirski, denen beiden er großes Lob spendete. Als wir, uns empfehlend, aufstanden, bedauerte er sehr, daß er wegen des eben strömenden Regens uns nicht sein Gärtchen (son petit jardin) zeigen könne. „Mais j'aurai le plaisir de jouir encore de votre société à diner chez ma belle-fille;“ und, sich lächelnd zu mir wendend, fügte er hinzu: „Et nous aurons quelques jolies dames et demoiselles; j'espère que ça vous fera plaisir.“ Wir lachten beide und er wandte sich auch lachend schnell zu Adam, ihn gleichsam vertraulich fragend: „N'est ce pas?“ Darauf reichte er uns die Hand, und als wir schon auf der Stiege waren, öffnete er nochmals die Salonthüre und wiederholte: „Au revoir!“

„„Wie zum Teufel gescheidt ist der!““ Das war das erste Wort Adam's, als wir die Treppe hinabgingen. Und auch ich habe einen Beweis an mir, wie schnell er findet, was jemandem gefällt oder gefallen möchte; denn könnte mir's einfallen, daß an diesem Tage und neben Goethe irgend ein anderer Stern über meinem Geisteshorizonte aufgehen könne? Und der alte Seher prophezeite das. — Inmitten der Gäste, die wir, um ein Viertel vor drei kommend, bei Frau Ottilie antrafen, waren auch Vogels, Er Hofrath und Leibarzt des Großherzogs und Sie eine Schönheit in

der vollen Bedeutung des Wortes. Es ist schwer, neben ihrer, den Grazien eigenen Gestalt und Bewegung, noch über ihre Züge zu sprechen — über diese ‚Musik im Antlitz‘, wie es Lord Byron bezeichnet, aber überlese Dir die Beschreibung Theresens (sie selber heißt Rosa) in seiner Dichtung ‚Mazeppa‘ und Du wirst beinahe die ähnlichste Vorstellung von ihr bekommen.

— — — — — — — — — — —

Goethe kam Punkt drei Uhr in einem, wie mir schien neuerem Überrocke, aber von derselben Farbe, mit einem weißeren Halstuche, als zu Hause, sonst aber wie dort gekleidet und, wie es schien, heiteren Humors. Die sämmtlichen Damen gingen ihm entgegen, und er begrüßte jede mit einem Händedrucke und sprach lächelnd mit ihr. Die Reihe kam dann an uns. Goethe fragte seinen Sohn, ob er uns mit den anwesenden Gästen bekannt gemacht habe, und, auf das Fräulein hinweisend, sagte er: „c'est la petite-fille*) de notre Schiller.“ Ich weiß aber nicht, ob in gerader Linie und habe mir ihren Zunamen nicht gemerkt; ich weiß nur, daß sie anders heißt und so muß sie wohl eine Enkelin von der Tochter her sein. Doch gestehe, daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schiller's im Hause Goethes zu sehen.

*) [Selbstverständlich Irrthum; es kann nur eine Tochter Schiller's gewesen sein und, da sie nicht Schiller hieß, nur Emilie Freifrau v. Gleichen.]

Bei Tische saß Adam zwischen Goethe und Frau Ottilie; ich hatte von der Einen Seite die angenehme Nachbarschaft der Frau Vogel, von der anderen die des Fräuleins Pappenheim. Das Gespräch war lebhaft, ... das ich selbstverständlich, ob gern oder ungern, nach beiden Seiten hin führen mußte und überdies mein Ohr so viel möglich nach dem Sprechen Goethes mit Adam hin richtete. Trotzdem konnte ich selten etwas erhaschen, außer wenn Goethe seine Stimme erhob, sei es, daß er zu entfernteren sprach, sei es, daß er seine Worte an alle richtete, wo dann auch alle schweigend zuhörten. Und so erzählte er unter anderm von den alten deutschen Stadtsoldaten, deren er in seiner Jugend in Straßburg [?] kennen gelernt hatte, wie sie, auf den Festungswällen Wache stehend, ihr Gewehr auf die Erde legten und Strümpfe strickten. Und er erzählte das so launig, daß es unmöglich war, dabei nicht zu lachen. Im allgemeinen schien er heiteren und scherzhaften Humors zu sein, doch gab es auch Momente, in denen er sich gravitätischer äußerte. So entgegnete er Herrn Vogel auf seine Behauptung, die Theorie müsse immer der Praxis vorangehen, mit Nachdruck, daß sie immer mit der Praxis zusammengehe; „denn es ist den Menschen unmöglich, körperlose Seelen zu schaffen.“ Herrn Eckermann dagegen, der ihm gegenüber saß, wiederholte er Wort für Wort das, was er von Adam über die Volkslieder vernommen. Dieses Wiederholen frem-

der Worte muß seine Gewohnheit sein, und sicher um der Artigkeit willen; denn als er nach dem Essen beim Kaffee mit der Schale in den Händen neben mir stehend mich heiter auf deutsch fragte: „Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen?“ und ich, durch diesen Ton ermuthigt, mich verneigend und lächelnd „„Paradiesischer Vogel, Excellenz!““ zur Antwort gab, lachte Goethe laut auf und bewegte sich mit großen Schritten zu den Damen, um ihnen diese Worte zu wiederholen. Frau Ottilie und die anderen sahen lächelnd nach mir herüber; Frau Rosa wurde purpurroth, aber ihr Blick beruhigte mich auf's schnellste, daß das nicht aus Zorn geschah. — Später, als uns Herr August eine Sammlung Büsten großer Männer und sein Mineraliencabinet zeigte, und darin namentlich viele sehr gut erhaltene versteinerte Zähne verschiedener Thiere, machte Adam die Bemerkung, daß kein vorsündfluthlicher Dentist schönere besitzen konnte. Goethe gefiel dieser Scherz, wie es schien, so gut, daß er sich sogleich zu den Damen wendete und es ihnen lächelnd wiederholte.

Vor 6 Uhr ging Goethe in seine Zimmer, die er oben bewohnt und nahm von jedem mit einem „au revoir“ Abschied.

1216.

1829, 20. August bis Anfang September.

Mit David.

a.

Tous deux ils vécurent ainsi dans le tête-à-tête de séances journalières pendant une semaine. Ce qu'ils dirent? David va nous l'apprendre.

„Goethe," écrit-il, „aime jusqu'à la passion lord Byron. Un jour il est sorti de son calme impassible devant un compatriote du poète anglais qui s'était permi de blasphémer la mémoire du chantre de ‚Childe Harold'.

Chateaubriand, d'après lui, n'est que le continuateur de Bernardin de Saint-Pierre. Goethe estime beaucoup Guizot. Il m'a dit être heureux de recevoir directement chacun de ses cours dans la semaine qui suit leur lecture, parcequ'ils n'ont pas encore déflorés par la critique.

„„Je m'applaudis d'avoir écrit mes ‚Memoires', me dit-il un jour avec une nuance d'ironie, puisqu'ils ont été de quelque secours à M. Beyle qui a daigné s'emparer de plusieurs traits que j'avais racontés et qu'il a reproducis comme s'ils étaient son oeuvre.""

Napoléon avait reproché à Goethe d'avoir traduit ‚Mahomet', ainsi que plusieurs autres pièces de Voltaire. Le poète répondit, qu'il avait été bien aise de donner aux Allemands quelque idée de la tragédie française au dix huitième siècle. — „„J'espé-

rais de la sorte,"" ajouta-t-il, „„amener mes compatriotes à de certaines choses que je voulais faire."" En ce moment sa fille entra dans notre atelier, et je n'ai pu en savoir davantage.

Quand la conversation tomba sur lady Morgan: „„Ah! l'espion!"" s'ecria Goethe, „„le corsaire! le journaliste de salon!""

Comme-nous parlions de la lutte maladroite de Lemercier contre les Romantiques, Goethe témoigna sa surprise de ce que Lemercier agît ainsi. „„Lui qui dans ses premiers ouvrages avait donné l'impulsion, pourquoi n'a-t-il pas fait un bon travail au lieu de ce mauvais petit drame ‚La mort d'Abel' qui vient de paraitre?"" — Goethe me dit encore à propos des Romantiques: „„Ils ne travaillent pas. Moi, j'ai brûlé bien des essais, et je ne voulais pas livrer mon ‚Werther' au public; c'est un de mes amis qui me dit: Il faut imprimer cela!"" — Aux causeries littéraires succédaient les reflexions sans lien. Goethe estime que le séjour de Paris peut nuire à l'originalité parce qu'on y est influencé par le milieu. C'est une opinion que j'ai depuis bien longtemps.

Goethe approuve mon idée, qu'il est bien difficile de juger les hommes autrement que sur l'apparence, car ils ont bien soin de se tenir en garde sur leurs penchants intimes. „Tous les hommes aiment à entendre prononcer leur nom," lui disais-je un jour,

„et ce fut un grand moyen de plaire chez l'Empereur que cette faculté qui lui était familière de retenir le nom de chaque personne qu'il avait rencontrée." „„Hum!"" replica Goethe, „„il en faut rabattre; Napoléon avait des souffleurs chargés de lui nommer à propos ceux qui se présentaient."" . . .

Je dis un jour à Goethe que l'auteur du Laocoon était bien heureux d'avoir fixé sa pensée sur une aussi sublime tragédie. „„Certes,"" répondit Goethe, „„car dans ce groupe la cause et l'effet sont admirablement indiqués."" — Goethe approuvait beaucoup l'idée que j'ai de faire Prométhée délivré, le vautour mort à ses pieds, et lui, l'oeil au ciel, portant sur ses traits l'expression du mepris, temperée par une nuance de douleur, dernier vestige de ses souffrances passées. — Il me parla souvent d'une Eurydice; il estimait qu'un pareil sujet convient particulièrement à la sculpture, parce que, disait il, la cause et l'effet, ainsi que dans le Laocoon, y seraient facilement saisis. — Goethe pensait que les Métamorphoses d'Ovid furent inspirées à ce poète par les peintures apportées de Grèce et placées à Rome sous les portiques.

„„Pourquoi ne faites-vous pas graver vos ouvrages?"" me dit il un jour; „„l'Europe les connaitrait."" Je lui repondis que j'avais toujours l'espoir de mieux faire. . . . .

Pendant que je modelais son buste, Goethe avait

fait placer à coté de moi, sur une table, le crâne de Raphaël, entouré d'une couronne de laurier. Goethe aime beaucoup les couronnes; il me faisait observer comme le crâne de Raphaël est uni, comme les bosses en sont peu sensibles. Goethe a fait mouler aussi le crâne de Schiller. . . . .

Goethe aimait à me surprendre aux heures, où je l'attendais le moins. Je voyais tout à coup cette figure colossale s'approcher sans le plus léger bruit, car il semble glisser; ses pieds posent à peine sur le sol. Il me disait: „„Eh bien! vous travaillez toujours à votre vieil ami?““ Il ne fait jamais de geste; sa physionomie annonce seule avec expression ce qui se passe dans son âme. Sa lèvre inférieure, qui avance légèrement, prend un caractère singulier que vient compléter un certain clignotement des yeux lorsqu'on parle devant lui d'un homme qui s'est trompé en quelque chose. Goethe paraît avoir le sentiment de sa supériorité. Il a l'air de quelqu'un qui a tout prévu, et, le dirai-je, il semble bien aise de l'échec d'autrui. . . . . Lorsqu'il éprouve une émotion vive, il se retire dans son cabinet ou va voir ses antiques. Cela le refraîchi, dit-il, et il reparaît le visage calme. — Je l'ai vu quelquefois sous le coup d'une idée soudaine qui semblait l'agiter; il passait plusieurs fois la main sur son front, alors tous les sourcils disparaissaient.“

b.

Odyniec écrit, dans une lettre datée d'Heidelberg, 12 septembre 1829: David m'a raconté qu'après notre départ Goethe lui a dit d'Adam: „On voit que c'est un homme de génie."

1217.

1829, 24. August.

Abend bei August von Goethe.

Goethe, der nicht länger als eine Stunde blieb, stand fortwährend in der Mitte des Salons wie eine Bildsäule von Stein, und die Herren standen um ihn herum wie eine Gruppe von Stein. Auch die Damen saßen unbeweglich wie Galatheen im weiteren Kreise und sprachen nur stille untereinander. Und sie verloren durchaus nichts bei diesen verständigen Gesprächen über die Gesteine, welche von Büsten, Bildsäulen, Denkmälern zu Thürmen, Domen, Obelisken, Pyramiden und endlich bis zum Thurme Babel geriethen, über den Goethe sagte, daß, wenn man ihn hätte endigen können, er nach allen Natur- und Kunstgesetzen hätte spitzig, das heißt mit einem culminirenden Punkte abschließen müssen. Seine Hauptmitsprecher waren David und Adam; Herr Coudray, ein stilles und bescheidenes Männchen, beantwortete nur Anfragen. David, lebhaft und belebt, ergriff häufig die Initiative; Adam weckte wieder von neuem meine Verwunderung über die Menge

seiner Kenntnisse auch über diesen Gegenstand. Goethe schien dasselbe anzuerkennen; denn als Adam unter anderm über die in Amerika entdeckten Pyramiden und ihre Ähnlichkeit mit den ägyptischen sprach und daraus die Folgerung zog, daß die Bildhauerei als die am meisten plastische Kunst am deutlichsten die Geistesentwickelung eines Volkes kennzeichne, hörte ihm Goethe mit großem Interesse zu und bemerkte nur, daß außer der Geistesentwickelung auch noch die Beschaffenheit des Materials, das den Künstlern zu Gebote steht, einen wesentlichen Einfluß auf den Character ihrer Schöpfungen üben müsse, wie denn z. B. die übermäßige Härte des ägyptischen Granits ohne Zweifel mit Ursache sei, daß alle daraus verfertigten Bildsäulen stets die Hände am Leibe anliegen haben. . . . . .

Goethe kam mir nur einmal näher, und das, um David beim Lampenscheine das Modell irgend eines Monumentes aus den Römerzeiten zu zeigen, das noch heute irgendwo in Luxemburg zu sehen ist. Während des ganzen Abends sprach Goethe nur ein einziges Mal von etwas anderem, als von Steinen und zwar mit mir, indem er mich sehr freundlich fragte, wie ich mich in Weimar unterhalte, und ob ich schon das Vogelschießen gesehen habe. Dabei ließ er sich herab, mir zu erzählen, daß man anderwärts mit dem Bogen schieße (was ich auch ohne ihn gewußt hatte), und fügte hinzu: „Il faut que je vous fasse voir cela.“ Ich bin neugierig, auf welche Art? aber zu fragen

wagte ich nicht. Herr August und Frau Ottilie meinen, er sei gegen mich überaus freundlich, und mir selber scheint es so; denn heute z. B. richtete er an Herrn Victor Pavie, der sich in einer ähnlichen Lage wie ich befindet, nicht ein einziges Mal das Wort, sondern beantwortete seine — freilich unbedeutenden und kecken — Anreden trocken und mit einer Art Widerwillen.

1218.

1829, 25. August.

Mittag bei Goethe.

Ein prächtiger Indian mit Trüffeln auf dem heutigen Mittagstische! Beinahe wie ein Symbol der Gespräche Goethes beim Essen. Auch der Gegenstand war darnach. David, dabei möglicherweise nichts denkend, erhob oder berührte vielmehr die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien, indem er darlegte, welchen Einfluß die Dichtungen Byron's, Goethe's und Schiller's auf die gebildeten Classen in Frankreich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Engländer und Deutschen geübt hätten. Goethe sagte darauf freilich nichts derartiges, was das Blut und den Athem zum Stocken gebracht hätte, — was bei Adam's Reden häufig der Fall ist — aus allem aber, was er sprach, war ein so tiefer, durchgebildeter und klarer Geist zu spüren, daß man vom bloßen Anhören ganz bestimmt an Weisheit zunahm. Er wies nämlich nach, wie die angebornen

Verschiedenheiten der Begriffe und Gefühle, oder, besser gesagt, der Weise zu begreifen und zu fühlen, welche sowohl ganzen Stämmen, als einzelnen Menschen eigenthümlich und die Folge von Neigungen und Stolz, oder verkehrten Ansichten, oder leidenschaftlichen Überhebungen sind, sich mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Gränzen gestalten, welche die Menschheit so zertheilen, wie Gebirge oder Meere die Landschaften abgränzen. Daraus gehe nun für die Höhergebildeten und Besseren die Pflicht hervor, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schifffahrt zu erleichtern, oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Begriffe und Gefühle steigere ebenso wie der Verkehr in Producten und Bodenerzeugnissen den Reichthum und das allgemeine Wohlsein der Menschheit. Daß das bisher nicht geschehen sei, liege an nichts anderem, als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen habe, welche doch im Privatverkehre die unzähligen individuellen Verschiedenheiten zu mildern und in ein mehr oder minder harmonisches Ganze zu verschmelzen vermögen. Goethe gab freilich nicht an, woher diese Grundlagen und Gesetze kommen sollen, für mich aber war's klar, daß nirgends anderswoher, als aus dem Glauben — dem Glauben an einen gemeinsamen Vater im Himmel — und aus der Nächstenliebe auf Erden. . . . .

Aus diesem Gespräche entspann sich ein zweites, über die jetzige Lage der Welt und namentlich Europas. Goethe meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Aera bestimmt scheine; denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher, als im Herbste des Jahrhunderts, das ist: in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte, oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären. Goethe wurde in demselben Jahre und zwar einige Monate nach der Erfindung der Blitzableiter geboren. Es ist schwer anzunehmen, daß er, das sagend, sich selber als einen großen Mann bezeichnen wollte, im Gegentheil muß man eher zugeben, daß ihm so etwas gar nicht in den Sinn kam.

1219.

1829, kurz vor 28. August.

Mit Lambert Adolphe Jacques Quetelet.

J'eus l'honneur de recevoir de cet illustre vieillard un accueil plein de bienveillance; il m'admit obligeamment à ses réunions particulières, et je profitai avec empressement de cette faveur qui comblait tous mes désirs. . . . . .

Après s'être informé avec bonté du but de mon voyage, il témoigna le désir de voir l'appareil avec lequel j'observais l'intensité magnétique; il eut par suite l'obligeance de m'offrir, pour faire mes expériences, le jardin qu'il occupait près du parc de Weimar et qu'il a rendu célèbre à jamais par les brillantes compositions que son génie y a fait naitre; il m'envoya même sa voiture, en m'invitant à lui faire connaître ensuite le résultat de mes observations. J'acceptai avec reconnaissance, non moins, je l'avoue, dans un but scientifique que par un sentiment bien naturel de curiosité et de vénération. . . . . Mes expériences, comme on peut le penser, ne furent pas faites avec tout le calme nécessaire; il fallut retourner encore au jardin, et j'allai faire la troisième fois mes expériences dans un endroit isolé du parc.

Lorsque Goethe sut que je m'occupais aussi d'expériences d'optique, il me montra avec une complaisance extrême ce qu'il avait fait sur cette

partie intéressante de la physique; il eut même la bonté de me donner plusieurs verres pour les expériences de la polarisation et un ouvrage dans lequel il a consigné ses idées sur les divers phénomènes qui en dépendent et sur la théorie des couleurs.

1220.

1829, 27. August.

Abend bei August v. Goethe.

Der heutige Abend bei Frau Ottilie war ein Ballabend, der Polterabend des morgigen Festes [von Goethes Geburtstag]. Die ganze Gesellschaft Weimars und die von allen Seiten hergekommenen Gäste füllten die reichbeleuchteten Salons. Man sprach die Gratulationen noch nicht formell aus, man spürte sie aber in allem: alle Damen in glänzender Toilette, die Herren mit weißen Halsbinden, auf den Tischen große Bouquets, überall festliche Kleidung und Drappirung. Goethe war als Sonne und Idol des Festes der Centralpunkt, gegen den alles gravitirte. Die Menge folgte ihm; bei seiner Annäherung verstummte das Gespräch, und lauschte man nur auf seine Worte. Er betheilte damit, langsam den Salon umschreitend, wohlwollend alle. Mich [Odyniec], oder vielmehr uns — denn man wußte nicht, auf wen es gezielt sei — traf eine räthselhafte, sphynxartige Frage, deren Sinn ich mir bisher nicht auslegen kann. Ich sprach nämlich mit Frau Rosa,

als Goethe an uns herantrat und mit heiterem Lächeln fragte: „Nun, wie geht's im Paradies?" Ich gerieth in Verwirrung; denn ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe. War das eine Anspielung auf den Paradiesvogel? oder darauf, daß ich einmal zu Herrn August gesagt, mir gehe es hier so gut wie im Paradiese? Oder errieth das der alte Seher selber. Oder endlich — wie ich es später meiner Nachbarin verdolmetschte — fragte er sie um Neuigkeiten aus jener Sphäre, in deren Himmelblau sie gekleidet war? Genug, ich antwortete nichts darauf und die Antwort ihrerseits war ein lebhaftes Erröthen. Goethe lächelte noch bedeutsamer und, mir die Hand reichend, sagte er: „Es ist schön, daß Sie uns geblieben." „„Wir danken dem Himmel,"" erwiederte ich, „„daß uns dies Glück zutheil wurde."" Goethe nickte freundlich mit dem Kopfe und fragte meine Nachbarin, wie Ihre Blumen gedeihen, indem er dabei erwähnte, daß er die seinigen im Gärtchen fremder Obhut übergeben mußte. — Ich hatte nicht Zeit dem zu folgen, was er mit andern sprach, ich weiß nur von Adam, daß er ihm sehr artig dafür dankte, daß er noch diesen Tag hier geblieben sei. Trotz des wohlwollenden Sprechens und Lächelns konnte man aber unschwer erkennen, daß es nur eine angenommene Rolle sei, die er nur aus Zwang und des Anstandes wegen spielte. Auf seinem Statuengesichte war weder Bewegung noch Lebhaftigkeit zu gewahren. Auch seine Gegenwart wirkte durch-

aus nicht belebend. Solange er im Salon verweilte, bewegte sich das Gespräch wie in Fesseln; erst als er sich incognito auf seine Zimmer zurückzog (das war etwa um 10 Uhr), wurde das Gemurmel allmälig lauter, bis zuletzt der ganze Salon davon erfüllt wurde.

1221.

1829, 28. August.

Goethes Geburtstagempfang.

Es war schon nach halb ein Uhr, als wir (Mickiewicz und Odyniec) . . . an Goethes Schwelle standen. . . . Sobald er uns eintreten sah, ging er aus dem ihn umgebenden Männerkreise auf uns zu, reichte uns die Hand und erwiederte auf unsere wenigen glückwünschenden Worte: „Je vous remercie, Messieurs; je vous remercie sincèrement.“ Darauf mischten wir uns in den Schwarm von Gästen beiderlei Geschlechts, die den Salon in Goethes eigenem Appartement füllten und sich darin umherbewegten. Auf einem Tische unterhalb des Spiegels lagen verschiedene Damenarbeiten und ein großer Stoß schriftlicher Gratulationen, Gedichte und Briefe, welche der Gefeierte heute erhalten hatte. Doch der Hauptgegenstand des Interesses und Gespräches war der Brief des König-Dichters, welcher namentlich bei den Damen von Hand zu Hand ging, und den mir erst Frau Rosa freundlich zum Überlesen reichte. Er beginnt mit den Worten „Herr Minister!“

erinnert an die für den Schreibenden denkwürdige Stunde, in welcher er selbst Goethe vor zwei Jahren besuchte, wünscht ihm, hundert Jahre zu erleben, und bittet ihn, als Angebinde eine mitfolgende Copie der neuentdeckten alterthümlichen Bildsäule, welche einen Sohn der Niobe vorstellen solle, anzunehmen. Er schließt mit der Bitte um Bezeichnung des Hauses, das Goethe in seiner Jugendzeit während seines Aufenthaltes in Rom, wohin auch der König zu reisen sich anschicke, bewohnte; „denn selbst die geringfügigsten Dinge, wenn sie auf große Männer Bezug haben, sind wichtig.“ Die Unterschrift: „Ihr bewundernder Ludwig.“ Die erwähnte Bildsäule stand, mit einer Blumenguirlande geschmückt, auf einem schönen Postamente in dem anstoßenden Büstensaale gerade der offenen Salonthüre gegenüber, damit sie alle von dort aus sehen könnten. Doch begnügte sich niemand damit, sondern alle gingen der Reihe nach, sie in der Nähe zu besehen. David und uns mit ihm führte Goethe selber hin, entzückt von der harmonischen Schönheit der Einzelheiten und des Ganzen. Später sah ich von weitem, wie er allein wieder hinzutrat, sie mit Aufmerksamkeit betrachtete und dabei die Hände und Finger bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. Im Allgemeinen war heute bei ihm unvergleichlich mehr Leben und Gefühl zu gewahren, als gestern.

1222.

1829, 29. August.

Mit Mickiewicz, Odyniec u. a.

Kaum waren wir aus dem Theater draußen [nach der Aufführung des ‚Faust‘], so fragte ich [Odyniec] ihn gleich: „Was nun?“ Er hörte es aber nicht, oder wollte es nicht hören — genug, er sagte kein Wort. Ich konnte mich aber nicht halten und begann mich auszusprechen. Auf dem ganzen Wege vom Theater zur Soirée hörte er zwar zu, blieb aber stumm wie eine Mauer. Das verwirrte mich einwenig und kühlte meinen Eifer ab. Und als ihn Goethe fragte, welchen Eindruck er vom ‚Faust‘ auf der Bühne, für die er doch nicht geschrieben wurde, erhalten habe, erging er sich zwar über die einzelnen Scenen, erwähnte aber des Ganzen mit keinem Worte. Und Goethe mochte darüber wohl betroffen sein; denn er sah ihn mit durchdringendem Blicke an, als erwarte er noch etwas und fragte nicht weiter. Auch mich haben einzelne Scenen ungemein interessirt. So lachte ich zum Bersten über die Liebeleien zwischen Mephistopheles und Martha, und die Scene Faust's mit Gretchen im Kerker erschütterte mich so sehr, daß ich trotz alles Schämens und mächtigen Bemühens (ich war nämlich in der Loge bei Herrn Vogel) nicht imstande war nicht nur die Thränen, sondern, was noch schlimmer war, ein lautes Schluchzen zurückzuhalten, was sich mir

zum Ärger gewaltsam aus der Brust vordrängte. Frau Rosa hatte nichts Angelegentlicheres, als es bei der Soirée Goethe sogleich zu erzählen, was mir ein solches dankbares Anblicken und Lächeln und zuletzt ein Gespräch (zwar nicht über den ‚Faust‘, sondern über das Klima bei uns und in Italien, über den Einfluß, den das Klima auf ihn einst übte und auf jeden Ankömmling aus dem Norden üben muß) verschaffte.

1223.

1829, 29. August.

Mit Quetelet u. a.

Bei Tische bewegte sich das Gespräch, welches vorzugsweise von Goethe und Herrn Quetelet unterhalten wurde, hauptsächlich, ja ausschließlich um die Naturwissenschaften. Er selber sagte, das sei für ihn das interessanteste Thema und sollte es auch für jeden denkenden Menschen sein; denn niemand könne es jemals völlig ergründen oder erschöpfen. „La nature a l'attrait et le charme de l'infini.“ — „Man muß consequent im Forschen sein und die Natur täuscht niemanden.“ — „Die Schätze der Natur sind verzauberte Schätze, welche kein Spaten, sondern das Wort bloßlegt.“ — „Wenn ich an alle die neuen Entdeckungen und Erfindungen denke, welche während meines Lebens gemacht wurden, und welche ich langsam kennen lernte, bedauere ich die Jugend, welche das alles in wenigen

Jahren erlernen muß; freilich ist auch die Unterrichtsmethode eine bessere." — „Ich war öfters mit der Natur im Streite, mais j'ai fini toujours par lui demander pardon." — „Wenn ich mit einem Menschen disputire, so bin ich niemals ganz sicher, wer von uns beiden recht hat, mais en disputant avec la nature, je sais d'avance que c'est elle qui a raison." — Da hast Du [Korsak] einige Aphorismen Goethes, deren ich mich schnell erinnern kann. Und wenn Du etwa darüber betroffen wirst, daß in denselben immer nur der Natur Erwähnung geschieht, was sagst Du dann dazu, daß dies wenigstens zweihundertmal der Fall war und das Wort Gott nicht ein einziges Mal vorkam?

1224.

1829, Ende August.

Mit v. Holtei.

Die Aufführung des ‚Faust' [in Tieck's Bearbeitung] anlangend, fand dieselbe in acht Acten und in einer seltsam gestellten Anordnung statt. Manches von dem, was ich in meiner (verschmähten) Bearbeitung weggelassen und weglassen zu dürfen, ja zu müssen geglaubt, war stehen geblieben und machte, wie ich's vorausgesehen, auf den Bretern keine, oder eine verfehlte Wirkung. Manches aber, was mir wichtig, ja unentbehrlich scheint, war gestrichen. So z. B. Faust's erstes Gespräch mit Wagner, welches seine Stellung

zur gelehrten Welt bezeichnet; dann jene Worte des alten Bauers und was darauf folgt, wodurch sein Verhältniß als praktischer Arzt und die daraus entspringenden skeptischen Zweifel angedeutet werden sollen; und dergleichen mehr. In den Liebesscenen war denn auch richtig das ewige Hin- und Hergelaufe, was jede Einheit theatralischer Sammlung zerreißt, ungeändert verblieben. Kurz es war halt eben nichts gethan, sondern nur gestrichen, und ich hatte den Muth, meine Kritik der Excellenz deutsch und ehrlich in den Bart zu werfen, auch nicht zu verschweigen, daß ich meine Umarbeitung für ungleich dramatischer, concentrirter, besser und wirksamer hielte, worauf denn ein: „Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser!“ — doch sonder Groll — und am Schlusse das obligate: „Nun, nun! Das ist ja ganz schön“ lächelnd erfolgte.

1225.

1829, Ende bis 31. August.

Mit Quetelet und Frau.

Goethe avait l'habitude de recevoir gracieusement les nombreux étrangers qui s'arretaient à Weimar et qui lui étaient adressées des différents pays avec le désir, de le voir et de le saluer. On conçoit qu'une obligeance semblable pouvaient donner lieu à de graves inconvénients et provoquer des indiscrétions. Le célèbre poète voulut bien me citer à ce sujet

quelques exemples qui froissaient toutes les règles des convenances.

Cependant la plupart des hommes distingués qui étaient alors à Weimar auraient désiré l'entendre; mais ils concevaient sa répugnance à parler, pour ainsi dire, publiquement, quoique placé au milieu de son salon. Plusieurs d'entre eux m'engagèrent à entrer dans leurs vues et à les seconder: ma jeunesse et le désir de les obliger me fit oublier peut-être ce que je devais à notre illustre Mécène. Je lui parlai successivement de différentes circonstances de ses voyages et de ses écrits les plus estimés, mais sans trop exciter son attention et sans lui donner l'envie de prendre une partie active à l'entretien; cependant, lorsque je vins à parler de Venise, de sa jeunesse et de ses premières compositions, je compris que j'avais touché un sujet qui l'intéressait: bientôt je pus m'arrêter, et je vis successivement tous les conviés s'arrêter autour de nous. L'illustre auteur avait sans doute compris le désir de son jeune admirateur et celui de toute l'assemblée. Goethe, dont la noble figure faisait naître le respect et dont le langage avait quelque chose de brillant et d'inspiré, parla avec une éloquence réelle des premiers souvenir de sa jeunesse, de ces premiers temps qui lui permettaient de rappeler ce que sa carrière avait eu de plus brillant et de plus animé: il était vraiment poète et il était aisé de voir que

les sentiments qu'il exprimait avaient pénétré dans les coeurs de tous ses auditeurs.

Outre ses soirées, auxquelles étaient invités les nombreux étrangers qui visitaient Weimar, Goethe avait des réunions du soir où quelques personnes étaient plus particulièrement admises. Dans ces petits comités, l'illustre poète voulait bien me parler encore des travaux de l'optique et des recherches qui l'avaient spécialement occupé. A la fin de la soirée, il me disait avec bonté: „Demain nous verrons tel ou tel point scientifique.“ J'étais venu à Weimar pour y passer un jour, et je m'y trouvais dèja depuis une semaine, sans que j'eusse pu songer à lui répondre que je me proposais de partir pour assister au congrès scientifique qui allait s'ouvrir à Heidelberg. Je crus cependant devoir lui parler de mon prochain départ, et quand il vit qu'il y avait nécessité de m'eloigner, il me demanda de passer un instant avec lui dans un salon voisin.

„Hé bien!“ me dit-il en souriant et quand nous fûmes seuls, „je vous dirai la vérité tout entière; si je voulais vous la déguiser, vous seriez assez clairvoyant pour vous en apercevoir. Comme poète, mon chemin est fait; je puis le parcourir avec assurance; mais comme physicien, il n'en est pas de même, et les opinions peuvent varier beaucoup au sujet de mes recherches.“ Puis, après un moment de silence: „Vous allez donc à Heidelberg pour assister à ce

grand bazar scientifique (le congrès): chacun y viendra étaler sa marchandise, la prisera fort et dépréciera peut-être celle du voisin. Or, je suis un voisin, moi; et j'avoue que je serais assez curieux de savoir ce qu'on pense de cette marchandise et si on lui donne quelque estime. — Me promettez-vous de me dire la vérité". Je lui repondis qu'il pouvait l'attendre pleine et entière. „Cela me suffit," dit-il, „je compte sur votre promesse."

Nous rentrâmes ensuite au salon. „Je veux vous donner avant votre départ," me dit-il alors, „la preuve d'un talent qu'on ne me suppose certainement pas. Je mets un amour-propre tout particulier," ajouta-t-il en souriant, „à savoir faire un paquet." Et, en effet, il s'occupa de ranger les pièces qu'il me destinait, ainsi qu'à ma femme, sous une enveloppe que j'ai toujours conservée soigneusement depuis, comme un des présents les plus précieux que je tiens de lui. Qu'on pardonne ces petits details, que le souvenir du grand poète fera peut-être excuser. Sur un carton de format in-8° il déposa d'abord l'intéressant ouvrage *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie, Stuttgart und Tübingen 1820;* et, sur la couverture, il écrivit ces mots pleins d'amitié: *„Herrn Director Quetelet, zu geneigtem Andenken des 28. August 1829. — Der höchst erfreulichen Unterhaltungen nicht zu vergessen. — Goethe."*

Entre les feuillets du livre, il plaça six verres colorés plans de 7 centimètres de hauteur sur quatre de largeur pour les expériences lumineuses et pour démontrer ses idées sur des effets de polarisation, qu'il considérait d'une manière toute particulière et avec des expressions qui lui étaient propres: puis les quatre vers français suivants qu'il destinait à ma femme. Ils étaient tracés de sa main, avec une écriture ferme qui semblait appartenir au burin bien plus qu'à la plume d'un octogénaire:

Chaque jour est un bien que du ciel je reçoi,
Profitons aujourd'hui de celui qu'il nous donne;
Il n'appartient pas plus aux jeunes gens qu'à moi,
Et celui de demain n'appartient à personne.

Goethe.

Goethe replia ensuite son paquet; il y apposa son cachet et remplit toutes les formalités voulues, pour me donner, disait-il gaiement, une idée de son savoir en fait d'expédition. . . . .

Quand il fallut le quitter, vers la fin de la même soirée, et lui faire mes derniers adieux, les paroles me manquèrent: le bon vieillard s'en aperçut et il m'embrassa avec la tendresse d'un père.

1226.

1829, 31. August.

Abend bei A. v. Goethe.

Abends bei Frau Ottilie kam Papa Goethe nach 8 Uhr und verweilte beinahe zwei Stunden. Während der ganzen Zeit sprach er meist mit Adam, doch bekam ich [Odyniec] auch mein Theil und zwar immer in demselben sehr wohlwollenden, halb scherzhaften Tone wie gewöhnlich. Er verbürgte sich sogar für mich bei Frau Rosa mit den Worten: „Er wird nicht so leicht uns vergessen." Ich benutzte die Gelegenheit, um mit Nachdruck — versteht sich, es auf ihn anwendend — dasselbe auszusprechen, und durch seinen liebevollen Blick ermuthigt, wagte ich, ihm dieselbe Bitte vorzutragen, welche früher Adam durch die Vermittelung von Frau Ottilie vorgebracht hatte, ihn nämlich um eine eigenhändige Namensunterschrift und um zwei gebrauchte Federn anzugehen. Er lächelte und neigte das Haupt, und der daneben stehende Adam fügte hinzu: es werde das theuerste Andenken für unser Leben sein. Lächeln und zustimmendes Kopfnicken — darauf sprach er von anderem. Als er mir dann zum letzten Abschiede die Hand reichte, ergriff ich sie mit lauterer Rührung, und indem ich sie unterhalb des Ellbogens küßte, bat ich ihn um seinen Segen. Es mußte ihn nicht beleidigt haben; denn er faßte mich darauf an den Achseln und küßte mich auf die

Stirne, und nahm auf dieselbe Art von Adam Abschied, der ihn auf die Achseln geküßt hatte. Frau Ottilie sagte, es sei dies eine ganz besondere Gunstbezeugung, und sie erinnere sich derselben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm er die Kerze vom Tische und, an der Thüre stehen bleibend, wandte er sich nochmals um und neigte die Hand wie vom Munde zu uns. Die Thür schloß sich, und wir werden ihn gewiß nie wiedersehen.

Nach etwa zehn Minuten brachte uns der ältere Enkel zwei goldgeränderte, wie für ein Stammbuch bestimmte Blättchen, auf deren jedem sichtlich früher geschriebene Verse in deutschen Buchstaben standen mit der Unterschrift „Goethe", der noch das heutige Datum frisch zugefügt worden war; dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche sorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinandergerissene Mitte derselben gesteckt waren. Die vier Verse auf meinem Blättchen lauten:

Diese Richtung ist gewiß:
Immer schreite, schreite!
Finsterniß und Hinderniß
Bleiben Dir bei Seite —*)

was ich mir dann schnell in's Polnische zu übersetzen trachtete.

---

*) Mickiewicz erhielt das gedruckte Gedicht „Am sechsundzwanzigsten August 1826" handschriftlich unterzeichnet: „Weimar, 28. Aug. 1829. J. W. v. Goethe."

Als ich sie durchgelesen, bat ich Frau Rosa, sie wolle Goethe sagen, daß ich die Worte „Immer schreite, schreite!" von nun an zu meiner Devise erwähle, und sie als den magischen Spruch des Meisters betrachte, den ich sorgfältiger im Gedächtnisse bewahren würde, als sein Zauberlehrling in der Ballade. Frau Rosa versprach mir, es zu thun, da sie der Rücksichtnahme des alten Schönheitsverehrers sicher, dadurch kühner und zuversichtlicher, als andere ist — versteht sich mit Ausnahme von Frau Ottilie, welche den Papa, wie man sagt, bloß durch ihre Anmuth und Schmiegsamkeit ganz allein zu lenken weiß.

1227.

1829, 1. September.

Mit Eckermann.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegeln ein Collegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels," sagte er, „ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Capitel ganz getrost

folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Theilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.‘ Fichte ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet, und vom Menschen als Seele betrachtet.‘ Er fühlte zu wohl, daß sich ein so eng verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophirt! und wie weit ist man gekommen? Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein.

Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man

hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr productiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem mercantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Object gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der englische Gesandte [Lord Castlereagh] sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische [Graf Palmella] war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Object recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

1228.

1829, Anfang September.

Mit David.

„La veille de mon départ," nous apprend l'artiste, „Goethe m'écrivit son nom pour que je pusse le graver sur son médaillon. Je remarquai qu'il posa

sa plume aupres de moi comme s'il eût désiré que je l'emportasse en souvenir, mais un sentiment de timidité et l'émotion vive que j'éprouvais en me séparant de cet homme illustre m'empêchèrent de répondre à cette obligeante attention."

Goethe voulut avoir le portrait de son statuaire. Un jeune dessinateur vint, au nom du poète, recueillir le profil du maître. Celui-ci, charmé de la naïveté du dessin, exprimera le désir d'en emporter une copie.

„Je viens de voir pour la dernière fois le grand homme," écrit le maitre. „Après avoir causé longtemps avec lui, il me dit: „„Vous avez laissé des traces profondes de votre séjour ici, tenez-nous donc au courant de tout ce qui pourra vous intéresser: nous y prendrons toujours une part bien vive."" Après cela, il me pria de remettre à son adresse en France un paquet renfermant plusieurs médailles d'argent. Je voulus embrasser sa main, mais il m'attira dans ses bras et me dit avec une émotion visible en faisant allusion à son grand âge: „„Nous nous reverrons, il faut que nous nous revoyons. Tenons ferme!"""

Goethe, en séparant du statuaire, lui offrit un dessein qu'il avait terminé le matin même.*)

*) C'est un sépia représentant un Paysage au centre duquel est l'entrée d'une hutte de bûcheron. Un cours

1229.

1829, Herbst.

Mit Johann Gustav Stickel.

Im Herbste des Jahres 1829 wurde ich wieder von Goethe empfangen. Da ich imbegriff war, nach Paris abzureisen, um dort unter der Leitung eines der berühmtesten Orientalisten dieses Jahrhunderts, Sylvestre de Sacy, meine Studien für Arabisch und Persisch zu erweitern, und bei Chézy Sanskrit zu lernen, schien es mir geziemend, mich bei Goethe zu verabschieden. Im Laufe des Gesprächs erwähnte ich eines chinesischen Buchs, das ich mitnehmen würde, um mir über dessen Inhalt von dem Sinologen Abel Rémusat Auskunft zu erbitten, und ich fügte noch hinzu, daß es unter den Trümmern eines alten Hauses in Weimar aufgefunden worden. „Lassen Sie es mich doch einmal sehen!“ hob er an. Solches Verlangen erregte mir zwar einige Besorgniß, ob ich das Buch noch rechtzeitig zurückerhalten werde, allein was war zu thun? Dem Verlangen wurde entsprochen, und ich fügte nur bei der Überreichung die Bemerkung hinzu: das Buch gehöre einem Studirenden, einem meiner Zuhörer, der es für jenen Zweck mit nach Paris gesendet haben wolle. Excellenz schien zu ahnen, was

d'eau, quelques arbres, des accidents de terrain, un coin de ciel disputé, répendant sur cette composition vivement touchée un caractère de violence qui n'est pas sans grandeur.

in mir vorging; ein „hm! hm!“ drang leise aus ihm hervor; es wurde mir eine Stunde des folgenden Tages bestimmt für mein Wiederkommen.

Erwartungsvoll stand ich zur bestimmten Zeit im Empfangszimmer. Bald darauf trat Goethe herein, in der Hand die Papierrolle, in welche ich das chinesische Buch eingehüllt hatte. Er begann: „Aber mein Lieber, wie unbesonnen ist die Jugend! Da haben Sie ein so seltenes, merkwürdiges Werk bloß in einem Papierumschlag! Da müssen Sie zu einem Buchbinder gehen, zwei Pappdeckel nehmen, es sorgsam dazwischen legen und wohl verwahren.“

Noch hielt er ein Blättchen in Form und Größe eines Stammbuchblattes in der Hand; das reichte er mir dar mit den Worten: „Nehmen Sie es, und zeigen Sie es meinen Freunden in Paris; es wird Ihnen manche Thür öffnen.“ — Von seiner Hand geschrieben, enthält es die Stelle des ‚Westöstlichen Diwan‘ als meinen Talisman: ‚Gottes ist der Orient ꝛc.‘ — Dieses Blättchen, bis heute von mir als Kleinod bewahrt, hat das einzige Mal, als ich davon Gebrauch machte, wie ein Zauberschlüssel in Paris gewirkt.

1230.

1829, gegen Mitte October.

Mit F. Förster.

Bei einem Besuche im Herbst 1829 fand ich ihn wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem

grünseidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Das hohe Alter“ — sagte er — „fordert so manchen Tribut von uns. Verdunkelung des Augenlichts — wir haben ja mit gutem Grunde das Auge ‚sonnenhaft‘ genannt — ist vor allem der empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher, mir lieben Gewohnheit und Beschäftigung verhindert werde.“

1231.

1829, 16. October und w.

Mit Förster.

„Wenn mich auch“ — äußerte Goethe heute zu mir — „keine andere Nation mit Besuchern so belästigt und mitunter auch durch die bloße Neugier langweilt, wie die englische, so muß ich doch auch zugeben, und hab' es auch schon selbst oft erfahren, daß kein anderer Landsmann, was splendide Schicklichkeit betrifft, es dem Engländer zuvorthut. Mir hatte vor sechs bis acht Wochen ein mit unserer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Übersetzung meines ‚Faust‘ in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen zugesendet, mich einer Begutachtung derselben zu unterziehen. Mit höflichster Entschuldigung, daß ein Augenleiden mir es nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche in nächster Zeit zu entsprechen nicht imstande sein würde. Da erhalte ich nun gestern von dem edlen Lord ein eigens für

mich mit splendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar mit dem Wunsche, daß es mir möglich sein werde, diese Schrift lesen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu schaden. Dr. Vogel, der mich heute beim Lesen dieses großartigen Geschenkes fand, will mir nicht gestatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen. Nun möchte ich aber doch dem edlen Lord über seine Arbeit und die mir bewiesene Aufmerksamkeit einige freundliche Worte sagen, und bitte Sie daher, die Übersetzung mit sich zu nehmen, und mir, was Sie darin Bemerkenswerthes finden, mitzutheilen und die betreffenden Stellen vorzulesen.

1232.

1829, 17. October und folgends.

Mit Förster u. a.

Am folgenden Tage fand ich mich zu der mir bestimmten Stunde ein, las zuerst die ‚Zueignung‘ vor, welche Goethe sehr gelungen fand und derselben den Vorzug vor einer, ihm ebenfalls in diesen Tagen zugeschickten französischen Übersetzung [von Stapfer] (mit lithographirten Illustrationen in Folio [von Delacroix]) zuerkannte. Als ich ferner mittheilte, wie es mich im hohen Grade befremdet habe, daß die prachtvolle Eröffnungsscene im Himmel in der Übersetzung fehle, da sie mir doch zum Verständniß der Tragödie von

höchster Bedeutung, ja unerläßlich zu sein scheine und außerdem als das Erhabenste und Heiligste, was jemals gedichtet worden sei, bewundert werde, mir auch die Schwierigkeit der Übertragung in's Englische nicht unüberwindlich erscheine, bemerkte Goethe: „Nicht die Schwierigkeit der Übersetzung wird den edlen Lord behindert haben, es sind religiöse, oder vielmehr hochkirchliche Scrupel; vielleicht nicht seine eigenen, aber die seiner vornehmen Gesellschaft. Nirgendwo giebt es soviel Heuchler und Scheinheilige, wie in England; zu Shakespeare's Zeit mag das doch wohl anders gewesen sein."

Weiter hatte ich mitzutheilen, daß mir Gretchens Lied ‚Es war ein König in Thule' nicht ganz getreu wiedergegeben zu sein scheine.

Die Stelle:

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich

hat Mylord übersetzt

He called for his confessor,
Left all to his successor —

(Auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater — confessor — rufen), wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf successor — Nachfolger. Goethe lachte herzlich: „Ließ seinen Beichtvater rufen!" wiederholte

er; „wir wollen dem edlen Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sündfluth regierte; Beichtväter gab es damals nicht.“

Auch über die französische Übersetzung Bericht zu erstatten, übertrug er mir, und da gab es denn auch der Curiosa viele. „Die neueren und neuesten Übersetzer des ‚Faust‘“ — bemerkte Goethe — „sind, was die Unkunde unserer Sprache betrifft, nicht hinter ihrer geistreichen und berühmten Landsmännin, der Frau v. Stael, zurückgeblieben, welche sich doch ein unbestreitbares Verdienst um die deutsche wie um die französische Nation erworben, indem sie durch ihr Buch Sur la litérature allemande ihren Landsleuten Bekanntschaft mit unseren Leistungen, den Deutschen Anerkennung bei den Franzosen verschafft hat. Wenn man aber einem, mit der französischen und deutschen Sprache vollkommen vertrauten Literatoren den Vers der Madame Stael aufgäbe,

Ne m'interprète pas mal, charmante créature!

so würde er schwerlich übersetzen, wie es bei mir heißt:

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Auch hätte Freund August Wilhelm v. Schlegel das lächerliche Mißverständniß beseitigen können, welches dadurch veranlaßt wird, daß Frau v. Stael die Worte Gretchens, als sie in der Kirche ohnmächtig niedersinkt und ausruft:

Nachbarin, Euer Fläschchen!

übersetzt:

Ma voisine, une goutte!

als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflasche anspräche, nicht um das Riechfläschchen."

Das gab Veranlassung, noch anderer dergleichen belustigender Übersetzungen zu gedenken.

Faust: Heiße Magister, heiße Doctor gar!

ist übersetzt worden:

On me nomme Maître — Docteur Gar.

Von Gretchen sagt Faust:

Und wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Hierbei läßt der Übersetzer das ‚gar' unberücksichtigt, allein das ‚kurz angebunden' — d. h. schnippisch — nimmt er für kurz aufgeschürzt und übersetzt:

Et sa robe courte, juste,
Vraiment, c'était à ravir!

Ein Engländer sprach seine Verwunderung darüber aus, daß der Vater in der Romanze ‚Erlkönig' so übermäßig besorgt um den Knaben geschildert werde, da er doch mit einer so zahlreichen Familie gesegnet gewesen. Auf die Bemerkung, daß hiervon in dem Gedichte nichts erwähnt werde, recitirt er mit kaum geöffneten Lippen:

Dem Vater grauset, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das achtzehnte Kind.

. . . Auch durch Druckfehler sind sehr sinnentstellende Worte dem Dichter angedichtet worden. In einer, und noch dazu Cotta'schen Ausgabe der Werke hat der Setzer die Worte der an die Lieben in der Heimath denkenden Iphigenia —

Zu den Geliebten schweift der Blick —

zu verbessern gemeint und gesetzt: zu dem Geliebten u. s. w.*) — Aus irgend einem Nachdrucke und noch dazu in Musik gesetzt hörte ich singen im „König von Thule':

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

. . . „„Bei alledem"" — bemerkte ich zu Goethe — „„darf es uns Deutschen zu großer Genugthuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst — der ‚Faust' — wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in den Geist desselben einzudringen."" — Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: „Nun ja! wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen; das fängt schon an zu gähren; sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach

*) [Es könnte nur die Stelle sein:
Mich trennt das Meer von den Geliebten,
die aber bis 1829 in allen Cotta'schen Ausgaben der Werke Goethes richtig lautet.]

ihrem Geschmack zurechtmachen. Unterdessen werden wir zuhaus uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurechtfinden lernen."

Die dem Dichter zuletzt zugesandte französische Übersetzung war in Folio und mit Lithographien illustrirt. „Lassen Sie nun einmal die Auffassung eines Franzosen mit der eines Deutschen und zwar eines, wie sich diese Herren zu sein rühmen dürfen, von ächtem Schrot und Korn vergleichen." Er bat seinen Hausfreund Schuchardt, die Mappe mit Cornelius' Zeichnungen zum ‚Faust' aus dem Schranke zu nehmen, und wir legten die Scenen, welche gleichmäßig von den französischen und deutschen Künstlern gewählt worden waren, nebeneinander. „Ich sollte wohl" — äußerte Goethe, „mich hierbei eines Urtheils enthalten; denn dasselbe könnte leicht als captivirt erscheinen durch das sinnig und poetisch concipirte, fleißig und correct ausgeführte Blatt, mit welchem der ehrenwerthe Künstler mir sein Werk zugeeignet hat. Nur diese eine Bemerkung will ich mir erlauben, daß in einigen Zeichnungen der Franzos für einen Deutschen und umgekehrt der Deutsche in einigen seiner Zeichnungen für einen Franzosen gelten könnte. So z. B. sogleich das erste Blatt, wo beide die Scene illustriren, in welcher Faust dem, aus der Kirche sittsam nachhaus gehenden Gretchen seinen Arm anbietet. Cornelius' Faust würde weit eher für einen französischen Cavalier der Pariser Boulevards, als für einen deutschen Doctor der Philo-

sophie gelten können, während wir dem Faust des Franzosen etwa vor dem Münster in Straßburg zu der Zeit, als es noch zu Deutschland gehörte, zu begegnen meinen." — Als einer der Anwesenden hierbei in Anregung brachte, daß der Dichter doch dem so vielfach an ihn gerichteten Ansuchen, seinen ‚Faust' für die Darstellung auf der Bühne einzurichten, nachkommen möchte, unterbrach ihn Goethe mit der sehr bestimmt ausgesprochenen Erwiederung, daß er hierzu nie rathen*) und noch weniger seine Hand dazu bieten werde. „Von meinem lieben Freunde Zelter" — sagte Goethe — „habe ich ausführliche und befriedigende Nachrichten über die Compositionen des Fürsten Radziwill und über die Proben und ersten Versuche, später auch über die gelungenen Aufführungen in Euren königlichen Schlössern und fürstlichen Palästen erhalten, die mich wohl verlocken könnten; indessen wollen wir es noch weiter bedenken."

1233.

1829, 6. December.

Mit Eckermann.

Heute nach Tische las Goethe mir die erste Scene vom zweiten Act des ‚Faust'.

— — — — — — — — — — —

*) [Verwechslung! Damals war ‚Faust' ja schon sogar in Weimar aufgeführt gewesen! Überhaupt fordert Förster's Erzählung zersetzende Kritik heraus.]

Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft und wie alles so knapp beisammen war. „Da die Conception so alt ist," sagte Goethe, „und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Theils ist wirklich so alt wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zu gute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, sodaß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Baccalaureus. „„Ist in ihm,"" sagte ich, „„nicht eine gewisse Classe ideeller Philosophen gemeint?""

„Nein," sagte Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne ge-

heißen aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen."

Wir sprachen noch vieles über den ‚Faust‘ und dessen Composition sowie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen:

„Wenn man alt ist," sagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Rafael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Konstantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen."

1234.

1829, 14. December.

Mit Meyer.

Gestern bin ich bald nach Empfang des an mich Gesendeten zu Herrn Staatsminister v. Goethe gegangen, habe ihm Ihren [der Frau v. Wolzogen] Brief übergeben, sowie auch das Billet der verwittweten Frau Großherzogin an Sie und das Manuscript. Er hat in meiner Gegenwart alles gelesen und sich mit mir weitläufig über die ganze Angelegenheit unterhalten. Das Resultat des Gesprächs war ungefähr folgendes: Es ergebe sich aus dem Brief des Großherzogs an Sie [aus Mai 1801] offenbar, daß derselbe aus Gründen, welche in dem Brief nicht enthalten sind, die Aufführung der ‚Jungfrau von Orleans‘ auf der hiesigen Bühne vermeiden wollte, daß er dieses recht gefällig einkleidete und überhaupt seine aufrichtige Achtung und gütige Gesinnung gegen Schiller geäußert, aber doch immer den Wunsch gegen die Aufführung des Stücks vorwalten lasse. Aus dem Billet der Frau Großherzogin-Wittwe ersehe man ebenfalls, daß es ihr nicht angenehm sein würde, den Brief ihres hochseligen Gemahls durch den Druck dem Publicum bekannt werden zu lassen, und so trage er, Herr v. Goethe, Bedenken, Ihnen den Druck des Briefes anzurathen, vielmehr sei er nach Überlegung der gesammten Umstände geneigt zu glauben, daß es besser sei, solchen

wegzulassen. In der Correspondenz zwischen ihm und Schiller hätten sich auch manche Stellen befunden, welche von Ähnlichem gehandelt hätten, und er habe solche im Druck auszulassen für gut befunden. . . . . .

Noch muß ich bemerken, daß Goethe meint: Sie müßten freilich in der Druckschrift angeben, warum ‚Die Jungfrau von Orleans' zuerst in Leipzig und nicht in Weimar aufgeführt worden, allein man könnte sich in der Anzeige dieses Umstandes kurz fassen und allenfalls nur sagen, daß Theaterverhältnisse daran schuldgewesen seien.

1235.

1829, 16. December.

Mit Eckermann.

Heute nach Tische las Goethe mir die zweite Scene des zweiten Actes von ‚Faust', wo Mephistopheles zu Wagner geht, der durch chemische Künste einen Menschen zu machen im Begriff ist. Das Werk gelingt, der Homunculus erscheint in der Flasche als leuchtendes Wesen und ist sogleich thätig. Wagner's Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raisonniren ist nicht seine Sache; er will handeln, und da ist ihm das Nächste unser Held Faust, der in seinem paralysirten Zustande einer höhern Hilfe bedarf. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht der Homunculus das Innere des schlafenden Faust,

den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie in anmuthiger Gegend badend von Schwänen besucht wird. Indem der Homunculus diesen Traum ausspricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunkulus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt," sagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn solche geistige Wesen wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtschaft existirt."

„„Gewiß,"" sagte ich, „„erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung, allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn imganzen wieder und kann sich in seiner superioren Ruhe im einzelnen wohl etwas gefallen lassen.""

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig," sagte Goethe; „es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich

nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde."

„„Das könnte nicht schaden,"" sagte ich. „„Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Scene mit den Worten schließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

„Sie haben recht," sagte Goethe, „dies könnte dem Aufmerkenden fast genug sein; indeß will ich doch noch auf einige Verse sinnen."

„„Aber,"" sagte ich, „„jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird.""

„Ich dächte," sagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können."

Faust's Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Composition.

„„Es ist wunderbar,"" sagte ich, „„wie in einem solchen Werke die einzelnen Theile aufeinander sich beziehen, aufeinander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweiten

Act gewinnt später die Helena erst das eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede, aber hier erscheint diese Handlung selbst, und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen!"“

Goethe gab mir recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch," sagte er, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen frühern Acten das Classische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden."

Die Franzosen," fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich,' sagen sie, ‚Classisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.' Ich dächte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

1236.

1829, 20. December.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Wir sprachen vom Kanzler [v. Müller], und ich fragte Goethe, ob er ihm bei seiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geschrieben," sagte Goethe. „Der Kanzler hat Manzoni besucht, er lebt auf seinem Landgute in der Nähe von Mailand und ist zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

„„Es ist eigen,"" sagte ich, „„daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Constitution haben.""

„Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten," sagte Goethe, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Conflict mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibiliät eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit; er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können."

Wir sprachen vom Theater, und inwiefern eine gewisse Vorstellung gelungen sei.

„Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehen," sagte Goethe, „bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freiheit seines Geistes, die er uns mittheilte. Denn es ist mit der Schauspielkunst wie mit allen übrigen Künsten: was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freiheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist, weshalb es uns denn bei niederländischen Gemälden so wohl wird, indem jene Künstler das nächste Leben darstellten, wovon sie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauspieler diese Freiheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle sein, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobei die vorzüglichsten Schauspieler der weima-

rischen Bühne zur Sprache kamen und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der ‚Faust‘ wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „„Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe,““ sagte ich, „„doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.““

„Wagner,“ sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde.“

So auch gedachten wir des großen Carnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „„Es wäre doch noch ein wenig mehr,““ sagte ich, „„wie der Markt von Neapel.““

„Es würde ein sehr großes Theater erfordern,“ sagte Goethe, „und es ist fast nicht denkbar.“

„„Ich hoffe es noch zu erleben,““ war meine Antwort. „„Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Viktoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte.““

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant," sagte Goethe. „In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartei und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freilich grandios sein muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elefant herausgerufen wird, erscheint er ganz allein, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bei unserem Carneval auf den Elefanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt."

„„Es ist aber so voller Glanz und Wirkung,"" sagte ich, „„daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Masse bilden, sodaß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt; dann, nach dem Elefanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor; ferner die Erscheinung des großen Pan, und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! Wenn das alles so zur Erscheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichthum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.""

„Geht nur," sagte Goethe, „und laßt mir das Publicum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, so weit sie es fähig ist."

Wir sprachen darauf über den Knaben Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker?" Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!" sagte Goethe.

„„Wie kann aber dieser,"" fragte ich, „„schon hier im Carneval erscheinen, da er doch erst im dritten Act geboren wird?""

„Der Euphorion," antwortete Goethe, „ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können."

1237.

1829, 27. December.

Mit Eckermann und August v. Goethe.

Heute nach Tische las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern sich,“ sagte er, „daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird.

In dieser Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat. Der Schatzmeister übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einsicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe seiner Umgebung reichliche Geschenke und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln.“

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephistopheles herleitet und dadurch ein Hauptinteresse des Tages so bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene gelesen und manches darüber hin- und hergesprochen, als Goethes Sohn herunterkam und sich zu uns an den Tisch setzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er gelesen und den er in seiner anschaulichen Art auf das beste referirte.

Von unserer gelesenen Scene verriethen wir nichts, aber er selbst fing sehr bald an viel über preußische Tresorscheine zu reden, und daß man sie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe so sprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiederte, und wodurch wir uns zu verstehen gaben, wie sehr das Dargestellte an der Zeit sei.

1238.

1829, 30. December.

Mit Eckermann.

Heute nach Tische las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem sie nun am kaiserlichen Hofe Geld haben," sagte er, „wollen sie amüsirt sein. Der Kaiser wünscht Paris und Helena zu sehen, und zwar sollen sie durch Zauberkünste in Person erscheinen. Da aber Mephistopheles mit dem griechischen Alterthum nichts zu thun und über solche Figuren keine Gewalt hat, so bleibt dieses Werk Fausten zugeschoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Faust unternehmen muß, um die Erscheinung möglich zu machen, ist noch nicht ganz vollendet, und ich lese es Ihnen das nächste Mal. Die Erscheinung von Paris und Helena selbst aber sollen Sie heute hören."

1239.

1829.

Mit Caroline Pentheler.

a.

Sie erhielt zuerst von ihm einen Besuch, den sie erwiederte; sie kam dann noch einmal wie auch er, wobei er dann die [Weimarer Jubiläums-] Medaillen überbrachte. „Ich kann“ — sagte er — „mich nicht erinnern, daß seit Langem etwas solchen Eindruck und solch Vergnügen mir gemacht hätte, wie Ihr Spiel“ — und ließ sich aus über Musik und Vortrag. Zu Müller hatte er gesagt: er hätte wieder eine jener Künstlerinnen zu hören erwartet, welche die größte Mühe darauf verwenden, schwere Passagen durchzuführen; denn das sei man von den Virtuosen gewohnt; allein er habe sich darin getäuscht und seelenvolle, tiefe, gemüthreiche Musik gehört.

Goethe hatte in seinem Hause auch einen Flügel, da mußte Caroline öfters spielen — einmal ganze drei Viertelstunden lang, indeß Goethe dasaß, die Rechte in die Brust gelegt und still in sich gekehrt.

b.

Bei Überreichung der gedachten Medaillen sprach Goethe:

„Nehmen Sie das! und wenn ich einmal nicht mehr bin, erlangt es vielleicht für Sie einen Werth in den Erinnerungen, die es Ihnen zurückrufen soll.“

1240.

1830, 3. Januar.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir das englische Taschenbuch ‚Keepsake‘ für 1830, mit sehr schönen Kupfern und einigen höchst interessanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtisch las. Er selbst hatte derweil die neueste französische Übersetzung seines ‚Faust‘ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf,“ sagte er, „wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Sie können sich hierbei nicht denken, was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen.“

Wir sprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht ‚Les Systèmes‘, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studirt und sich angeeignet haben.

Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen," sagte er, „mag ich den ‚Faust' nicht mehr lesen, aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich.

Der ‚Faust'," fuhr er fort, „ist doch ganz etwas Inkommensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Theil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen."

1241.

1830, 10. Januar.

Mit Eckermann.

Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahnte des Gegenstandes, sowie die Art und Weise wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wundersam, sodaß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles räthselhaft, daß

ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen," sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Alterthume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuscript mit nach Hause, studiren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurechtkommen."

1242.

1830, 11. Januar.

Mit v. Müller.

Ich traf Goethen gegen Abend ziemlich abgespannt und einsilbig, es gelang mir jedoch, nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn endlich munter, gesprächig und heiter zu machen.

Darüber war ich sehr froh; denn nichts ist peinlicher als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt, oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! es ist ihnen aber nicht zu helfen;" oder „da mögt ihr jungen Leute zu-

sehen, ich bin zu alt dazu," antwortet und manche lange Pause mit nichts als hm! hm! ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit sinken läßt.

Als ich ihn an den Brief an den König von Bayern mahnte, fing er zuerst Feuer. „Wenn ich nur jemanden hätte, der meine Briefe, wenn sie fertig dictirt sind, gleich expedirte.

Aber gar oft, wenn die Reinschrift mir vorliegt, gefallen sie mir nicht mehr, weil sich indeß meine Stimmung verändert hat. Während ich dictire, denke ich mir die Person, an die ich schreibe, als gegenwärtig, überlasse mich naiverweise dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl, später aber vermisse ich jene Gegenwart und finde nun manches absurd und unpassend für den Abwesenden. Der Brief an den König ist fertig, sogar mundirt, aber ich kann mich nicht entschließen ihn abzusenden."

Labourdonnaye's Austritt aus dem Ministerium piquirte ihn; er möchte die wahre Ursache wissen. Auf meine Frage, was er denn eigentlich bei der jetzigen Krisis in Paris prophezeie? erwiederte er: „Leider glaube ich, daß die Minister irgend einen Gewaltschritt thun werden, aber ich kann mir doch nicht denken, daß die Liberalen sich gewaltsam opponiren, es sind zu wenige Revolutions-Momente dermalen im Volke vorhanden, und dem Gouvernement stehen lauter Leute gegenüber, die zu viel zu verlieren haben. Ich bin jetzt im zehnten Bande der St. Simon'schen Memoiren, die

mich aber zu ennuyiren anfangen, da die Periode der Regentschaft herangekommen! Habe ich mich schon geärgert, daß der verständige, kluge, brave St. Simon unter Louis XIV. keinen Einfluß gewonnen, so ist es nun doppelt verdrießlich, ihn unter dem Halbmenschen Orleans so ganz null an politisch praktischer Wirksamkeit zu sehen. Jener König ist doch noch eine stattliche Figur, ein Tyrann, ein Herrscher von prononcirter Farbe gewesen, aber Orleans weiß durchaus nicht was er will, ist rein gar nichts."

Als ich von der bewundernswürdigen Menge seiner täglichen Lectüre sprach, versicherte er, im Durchschnitt wenigstens einen Octavband täglich zu lesen. So habe er kürzlich einen ganzen Band absurder Krummacher'scher Predigten durchlesen, ja einen Aufsatz darüber zusammen zu bringen versucht, den er an Röhr mittheilen wolle. Mir freilich werde seine Geduld dabei verwunderlich erscheinen, weil ich diese Predigten nur in Beziehung auf mich beurtheile; aber ihm sei daran gelegen, so ein tolles Individuum ganz kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sich zu unserer Zeit und Bildung verhielte und sich darin habe gestalten können. Das zweite Gedicht „An Ihn" im Chaos*) hielt er von einem Manne verfaßt; es sei bei aller poetischen Form-

*) In Nr. 13: „Kann ich trösten, darf ich necken?" [Es ist mit derselben Chiffre gezeichnet, wie: „Ist das Chaos doch beim Himmel."]

gerechtigkeit gar zu unweiblich, abstract, ja arrogant. Er redete mir sehr zu, doch meinen Pisaner Excurs ins Chaos zu geben und lobte meine italienischen Tagebücher ungemein.

1243.

1830, 18. Januar.

Mit Soret.

Goethe sprach über Lavater und sagte mir viel Gutes von seinem Character. Auch Züge von ihrer frühern intimen Freundschaft erzählte mir Goethe, und wie sie zu jener Zeit oft brüderlich zusammen in einem und demselbigen Bette geschlafen. „Es ist zu bedauern," fügte er hinzu, „daß ein schwacher Mysticismus dem Aufflug seines Genies so bald Grenzen setzte."

1244.

1830, 22. Januar.

Mit Soret.

Wir sprachen über die „Geschichte Napoleons" von Walter Scott.

„Es ist wahr," sagte Goethe, „man kann dem Verfasser dabei große Ungenauigkeiten und eine ebenso große Parteilichkeit vorwerfen, allein gerade diese beiden Mängel geben seinem Werke in meinen Augen einen ganz besondern Werth. Der Erfolg des Buchs war in

England über alle Begriffe groß, und man sieht also, daß Walter Scott eben in seinem Haß gegen Napoleon und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volksmeinung und des englischen Nationalgefühls gewesen ist. Sein Buch wird keineswegs ein Dokument für die Geschichte Frankreichs, allein es wird eins für die Geschichte Englands sein. Auf jeden Fall aber ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Prozeß nicht fehlen durfte.

„Überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören. Ich lese jetzt das Werk von Bignon [Histoire de France depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit], welches mir einen ganz besondern Werth zu haben scheint.

1245.

1830, 24. Januar.

Mit Eckermann.

„Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim [Salinendirector Glenck] erhalten," sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.

‚Ich habe eine Erfahrung gemacht‘, schreibt er, ‚die mir nicht verloren sein soll.‘ Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Thalern. Den

Schacht, wo es durch weichern Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann die zwölfhundert Fuß hinunter metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich thun sollen, und er hätte es auch sicher gleich gethan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: ‚Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.‘ Das nenne ich doch noch einen Menschen, an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder thätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

„„Es erinnert mich an Sterne,"" antwortete ich, „„welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben.""

„Es ist etwas Ähnliches," sagte Goethe.

„„Auch muß ich an Behrisch denken,"" fuhr ich fort, „„wie er Sie belehrt was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: ‚Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt,

ga

was erfahren zu haben man nicht gern erfahren haben möchte.‘““

„Ja," sagte Goethe lachend, „das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!"

„„Behrisch,““ fuhr ich fort, „„scheint ein Mensch gewesen zu sein voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er abends den jungen Menschen verhindern will, zu seinem Liebchen zu gehen, dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallt, bald so und bald so, sodaß er alle zum Lachen bringt und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht.““

„Ja," sagte Goethe, „es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethes ‚Leben‘ erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegeneinander eine abstechende Schattierung gemacht, und wie er darauf studirt habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen; dann wie er die Gedichte geschrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben; auch wie es sein Lieblingszeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeigehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu ver-

ändern, daß es höchst lächerlich gewesen sein würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten.

„Und dann sein gewöhnlicher Spaß mit dem Postboten," sagte Goethe, „wie gefällt Ihnen der, ist der nicht auch lustig?"

„„Der ist mir unbekannt,"" sagte ich, „„es steht davon nichts in Ihrem Leben.""

„Wunderlich!" sagte Goethe. „So will ich es Ihnen denn erzählen.

Wenn wir zusammen im Fenster lagen, und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich ins Fenster. ‚Siehst du den Briefträger?' sagte er dann zu mir gewendet, ‚er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen wie stark. — Siehst du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier, hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei! Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um

einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte und den ich nun wieder einstecke.' So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleichsah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wiedergesehen.

„Ich habe ihn wiedergesehen," sagte Goethe, „und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor."

„„Was sagte er dazu,"" fragte ich, „„daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?""

„‚Hab' ich es dir nicht gesagt?' war sein Erstes, ‚war es nicht gescheidt, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht; denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebenso gut gewesen.' Sie sehen, er war noch ganz der Alte. Er war bei Hofe sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel.

Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schlosse, deren eins er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abtheilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben, und er schimpfte auf die Botaniker. ‚Die dummen Kerle!‘ sagte er; ‚ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was thu' ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!‘ So ging es nun halbe Stunden lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleich geblieben.“

Wir sprachen sodann über die ‚Classische Walpurgisnacht‘, deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hierbei zudrängen,“ sagte er, „sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Scene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazuhalte, kann ich in ein paar Monaten mit der ‚Walpurgisnacht‘ fertig sein. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom ‚Faust‘ abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es

erlebte ihn zu vollenden! Und möglich ist es; der fünfte Act ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte," sagte er, „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Doch wir wollen nicht sagen wie gut er ist, damit er uns nicht genommen werde."

1246.

1830, 25. Januar.

Mit Soret.

Ich brachte Goethen die Verzeichnisse, die ich über die hinterlassenen Schriften Dumont's als Vorbereitung einer Herausgabe derselben gemacht hatte. Goethe las sie mit vieler Sorgfalt und schien erstaunt über die Masse von Kenntnissen, Interessen und Ideen, die er bei dem Autor so verschiedener und reichhaltiger Manuscripte vorauszusetzen Ursache habe.

„Dumont," sagte er, „muß ein Geist von großem Umfange gewesen sein. Unter den Gegenständen, die er behandelt hat, ist nicht ein einziger, der nicht an sich interessant und bedeutend wäre, und die Wahl der Gegenstände zeigt immer, was einer für ein Mann

und wes Geistes Kind er ist. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menschliche Geist eine solche Universalität besitze, um alle Gegenstände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln, aber wenn es auch dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weise gelungen sein sollte, so giebt schon der bloße Vorsatz und Wille, sie zu behandeln, mir von ihm eine sehr hohe Meinung. Ich finde besonders merkwürdig und schätzbar, daß bei ihm überall eine praktische, nützliche und wohlwollende Tendenz vorwaltet."

Ich hatte ihm zugleich die ersten Kapitel der ‚Reise nach Paris' mitgebracht, die ich ihm vorlesen wollte, die er aber vorzog allein zu betrachten.

Er scherzte darauf über die Schwierigkeit des Lesens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorstudien und vorbereitende Kenntnisse sogleich jedes philosophische und wissenschaftliche Werk lesen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen," fuhr er fort, „wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.

1247.

1830, 27. Januar.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe sehr vergnügt bei Tische. Er sprach mit großer Anerkennung über Herrn von Mar=

tius. „Sein Aperçu der Spiraltendenz,“ sagte er, „ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Factum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzu sehr im Weiten zu suchen.“

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facsimiles der Handschriften, die wir betrachten und auf den Charakter schließen.

„Ich weiß recht gut,“ sagte Goethe, „daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt als man sich denken mag, aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgend eine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unsern Richtungen eines andern Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen was dabei herauskommt.“

Goethe zeigte mir sodann einen Brief eines englischen Schriftstellers mit der Adresse: An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe. „Diesen Titel,“ sagte Goethe lachend, „habe ich wahrscheinlich den deutschen Journalisten zu danken, die mich aus allzu großer Liebe wohl den deutschen Dichterfürsten genannt haben. Und

so hat denn der unschuldige deutsche Irrthum den ebenso unschuldigen Irrthum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martius zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft besitze. „Im Grunde," fuhr er fort, „ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginirt, die nicht existiren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermutheten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit andern bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht."

Während wir sprachen, kam ein Paket mit einer Übersetzung der ‚Geschwister' ins Böhmische [von Czelakowsky], die Goethen große Freude zu machen schien.

1248.

1830, 27. Januar.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn freundlich, doch etwas weniger munter als sonst; er war höchst bekümmert um die Groß-herzogin-Mutter.

Als Pendant zur Gagern'schen Politik-Haustafel hatte er von 1828 Notizen an seine Schlafkammer-thüre angenagelt, und bemerkte dabei: „Ich disponire bei der Bibliothekcasse über nichts, was nicht baar vorliegt; nur die Majestäten dürfen sich dem Bankerott nähern. Man bildet sich vergebens ein, daß man allen literarischen Erscheinungen face machen könnte; es geht einmal nicht; man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Welttheilen herum und ist doch nicht überall zu Hause, stumpft sich Sinn und Urtheil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es selbst so; ich bereue es aber zu spät. Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben."

Er zeigte mir, wie die jetzt kleinere Venus gerade in so schöner, naher Conjunction mit dem Monde steht, auch den hellglänzenden Orion, und sprach lange über den hohen Werth der Astronomie.

1249.

1830, 31. Januar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Wir sprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit seinen ‚Simson‘ gelesen,“ sagte Goethe, „der so im Sinne der Alten ist wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er ist sehr groß; und seine eigene Blindheit ist ihm zu statten gekommen, um den Zustand Simsons mit solcher Wahrheit darzustellen. Milton war in der That ein Poet, und man muß vor ihm allen Respect haben.“

Es kommen verschiedene Zeitungen, und wir sehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Walfische auf die dortige Bühne gebracht.

Goethe liest in der französischen Zeitschrift ‚Le Temps‘ einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichkeit, die mehr beträgt als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen. „Man hat behauptet,“ sagte Goethe, „die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde.“

1250.

1830, 31. Januar.

Mit Soret und Erbgroßherzog Karl Alexander.

Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Theil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines ‚Römischen Carneval', mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auktion sechs Thaler dafür geboten, ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuscript seines ‚Götz von Berlichingen', ganz in der ursprünglichen Gestalt wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schrift später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuscript war sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Correktur, sodaß man es eher für eine Copie als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle mit eigener Hand geschrieben, auch seinen ‚Werther'; doch ist das Manuscript verloren gegangen.

In späterer Zeit dagegen hat er fast alles dictirt, und nur Gedichte und flüchtig notirte Pläne finden sich von seiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht, von einem neuen Product eine Abschrift nehmen zu lassen; vielmehr hat er häufig die kostbarste Dichtung dem Zufall preisgegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er besaß, nach Stuttgart in die Druckerei schickte.

Nachdem wir das Manuscript des ‚Berlichingen‘ genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner ‚Italienischen Reise‘. In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in Bezug auf die Handschrift dieselbigen guten Eigenschaften wie bei seinem ‚Götz‘. Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist corrigirt, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde.

1251.

1830, 3. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Wir sprachen über Mozart. „Ich habe ihn als siebenjährigen Knaben gesehen,“

sagte Goethe, „wo er auf einer Durchreise ein Concert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich.“ Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören daß Goethe alt genug sei, um Mozart als Kind gesehen zu haben.

1252.

1830, 3. Februar.

Mit Soret.

Wie sprachen über den ‚Globe‘ und ‚Temps‘, und dies führte auf die französische Literatur und Literatoren.

„Guizot,“ sagte Goethe unter anderm, „ist ein Mann nach meinem Sinne, er ist solide. Er besitzt tiefe Kenntnisse, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig, zu sehen welche Rolle er in den Kammern spielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat.“

„„Leute, die ihn nur oberflächlich zu kennen scheinen,““ erwiederte ich, „„haben mir ihn als etwas pedantisch geschildert.““

„Es bleibt zu wissen übrig,“ entgegnete Goethe, „welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen, die in ihrer Lebensweise eine

gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen. Guizot ist ein weitsehender, ruhiger, festhaltender Mann, der der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen und gerade ein solcher ist wie sie ihn brauchen.

Villemain," fuhr Goethe fort, „ist vielleicht glänzender als Redner. Er besitzt die Kunst einer gewandten Entwickelung ausdemgrunde, er ist nie verlegen um schlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerksamkeit fesselt und seine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber er ist weit oberflächlicher als Guizot und weit weniger praktisch.

Was Cousin betrifft, so kann er zwar uns Deutschen wenig geben, indem die Philosophie, die er seinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns seit vielen Jahren bekannt ist. Allein er ist für die Franzosen von großer Bedeutung; er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben.

Cuvier, der große Naturkenner, ist bewundernswürdig durch seine Darstellung und seinen Stil; niemand exponirt ein Factum besser als er; allein er besitzt fast gar keine Philosophie; er wird sehr unterrichtete Schüler erziehen, aber wenig tiefe."

Alles dieses zu hören war mir um so interessanter, als es mit den Ansichten Dumont's über die gedachten

Männer sehr nahe zusammentraf. Ich versprach Goethen, ihm die betreffenden Stellen aus dessen Manuscripten abzuschreiben, damit er sie mit seiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dumont's brachte das Gespräch auf dessen Verhältniß zu Bentham, worüber sich Goethe also äußerte:

„Es ist für mich ein interessantes Problem," sagte er, „wenn ich sehe, daß ein so vernünftiger, so gemäßigter und so praktischer Mann wie Dumont der Schüler und treue Verehrer dieses Narren Bentham sein konnte."

„„Bentham,"" erwiederte ich, „„ist gewissermaßen als eine doppelte Person zu betrachten. Ich unterscheide Bentham das Genie, das die Principien ersann, die Dumont der Vergessenheit entzog, indem er sie ausarbeitete, und Bentham den leidenschaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitseifer die Grenzen seiner eigenen Lehre überschritt und dadurch sowohl in der Politik als in der Religion zum Radicalen ward.""

„Das aber," erwiederte Goethe, „ist eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beschließen kann, in seinen letzten Tagen noch ein Radicaler zu werden."

Ich suchte diesen Widerspruch zu lösen, indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Überzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Lehre und seiner Gesetzgebung, und bei der Unmöglichkeit sie ohne eine völlige Ver-

änderung des herrschenden Systems in England einzuführen, sich um so mehr von seinem leidenschaftlichen Eifer habe fortreißen lassen, als er mit der äußern Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes nicht zu beurtheilen vermöge.

„„Dumont dagegen,““ fuhr ich fort, „„der weniger Leidenschaft und mehr Klarheit besitzt, hat die Überspannung Bentham's nie gebilligt und ist weit entfernt gewesen, selber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdies den Vortheil gehabt, die Principien Bentham's in einem Lande in Anwendung zu bringen, das in Folge politischer Ereignisse zu jener Zeit gewissermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Werth des Princips an den Tag legte.““

„Dumont,“ erwiederte Goethe, „ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.

Der wahre Liberale,“ fuhr er fort, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen

nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen."

1253.

1830, 5. Februar.

Mit v. Müller.

Von $4^1/_2$ bis 6 Uhr war ich bei Goethe, zum Theil mit Ottilie. Er war sehr aufgeweckt und wir sprachen viel von der jüngsten Hofmaskerade, was denn zu lebhaften Erinnerungen an den Aufzug von 1810 Anlaß gab. „„Mein Gott,"" sagte ich, „„schon volle 20 Jahre!"" „Ja," erwiederte er, „wenn die Zeit nicht noch so geschwinde liefe, wäre sie gar zu absurd.

‚Du gehest vorüber, eh' ich's merke, und verwandelst dich, eh' ich's gewahr werde', steht im Hiob; ich hab' es zum Motto meiner Morphologie genommen."

Er war sehr böse, ja zornig, daß man wagen wollte, der Großherzogin-Mutter den Maskenzug vorzuführen; „wenn man 80 Jahr alt ist, darf man grob sein, und ich will es auch sein."

Er zeigte mir eines Berliner Professors*) neuestes

*) B. H. C. Lommatzsch, die Weisheit des Empedokles nach ihren Quellen und deren Auslegung philosoph. bearb. Berlin 1830.

Werk über die Weisheit des Empedokles, lobte es, fügte aber alsbald hinzu: „Glücklich alle, die sich nicht mit solchem abstrusen Zeug abzugeben haben!“

1254.

1830, 7. Februar.

Mit Eckermann u. a.

Mit Goethe zu Tische. Mancherlei Gespräche über den Fürst Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiserin von Österreich durch eine geschickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürsten Unzulänglichkeit in der Philosophie, sein dilettantischer Trieb zur Malerei, ohne Geschmack. Bild, der Miß Gore geschenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit alles wegzugeben, sodaß er zuletzt in Armuth dagestanden.

Gespräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tische stellt sich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in seinem Maskenanzuge als Klingsor dar und fährt an Hof.

1255.

1830, 10. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er sprach mit wahrer Anerkennung über das Festgedicht Riemer's zur Feier des 2. Februar. „Überall,“ fügte Goethe hinzu, „was

Riemer macht, kann sich vor Meister und Gesellen sehen lassen."

Wir sprachen sodann über die ‚Classische Walpurgisnacht', und daß er dabei auf Dinge komme, die ihn selber überraschen. Auch gehe der Gegenstand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte," sagte er, „aber ich will mich dazuhalten, und hoffe bis Ostern fertig zu sein. Sie sollen früher nichts weiter davon sehen, aber sobald es fertig ist, gebe ich es Ihnen mit nach Hause, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den achtunddreißigsten und neununddreißigsten Band zusammenstellten, sodaß wir Ostern die letzte Lieferung absenden könnten, so wäre es hübsch, und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frei. Ich würde im ‚Faust' bleiben und den vierten Act zu überwinden suchen." Ich freute mich dazu und versprach ihm meinerseits jeden Beistand.

Goethe schickte darauf seinen Bedienten, um sich nach der Großherzogin-Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen," sagte er, „aber fürstliche Personen sind gewohnt ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestiren des Hofs und der Ärzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe

ich es schon kommen, sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buche, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe [von diesem selbst] geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art," sagte er, „die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, sodaß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräthe dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen.

Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit

Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein. Napoleon giebt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir sprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater.

1256.

1830, 10. Februar.

Mit Soret.

Heute nach Tische war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute sich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann sprachen wir über die Farbenlehre. Er schien an der Möglichkeit zu zweifeln, seiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrthümer meiner Gegner," sagte er, „sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen einzigen zu tragen imstande ist; dieser eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen."

1257.

1830, 10. Februar.

Mit v. Müller.

Als er über Magnetismus und die Seherin von Prevorst sprach, bemerkte er, „ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüber laufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen."

Darauf sprach er lange und bewegt über die gefährliche Krankheit der Großherzogin-Mutter, die ihn tief bekümmerte. „Schwebt sie mir doch noch lebhaft vor den Augen, als ich sie im Jahre 1774 schlank und leicht in den Wagen steigen sah, der sie nach Rußland brachte, es war auf der Zeil zu Frankfurt. Und seit jener ersten Bekanntschaft blieb ich ihr treu ergeben; nie hat der geringste Mißklang stattgefunden."

1258.

1830, 14. Februar.

Nach dem Tode der Großherzogin Luise.

Diesen Mittag auf meinem [Eckermann's] Wege zu Goethe, der mich zu Tische eingeladen hatte, traf

mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken? war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter soeben zu ihm gegangen sei, um ihm die betrübende Botschaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besondern Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passirt wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge. Nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser

Mittagsessen und Gespräche fort. Auch vom ‚Chaos‘ war viel die Rede und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel in der letzten Nummer als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von seiner ‚Classischen Walpurgisnacht‘, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Interesse las. Die edle treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohlzuthun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleich bleibe. Hofrath Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, dessen heiter gefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe setzt seine Gespräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem sechzehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe gewesen und die Umstehenden in völliger Fassung mit den Worten getröstet habe: ‚Was ist's denn weiter? Lasse ich doch lauter Sterbliche zurück!‘ Übrigens habe sie fortgelebt und sei neunzig Jahre alt geworden, nachdem sie bis in ihr achtzigstes Hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe spricht darauf über Gozzi und dessen Theater

zu Venedig, wobei die improvisirenden Schauspieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur sechsunddreißig tragische Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sei ihm nicht einmal gelungen, nur so viele zu finden.

Sodann manches Interessante über Grimm, dessen Geist und Charakter und sehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

1259.

1830, 14. Februar.

Mit Soret.

Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luise starb diesen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir, bei Fräulein von Waldner und Goethe in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen.

Ich ging zuerst zu Fräulein von Waldner. Ich fand sie in Thränen und tiefer Betrübniß und sich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verlustes überlassend. „Ich war," sagte sie, „seit länger als funfzig Jahren im Dienste der verewigten Fürstin. Sie hatte mich selbst zu ihrer Ehrendame erwählt und diese freie Wahl ihrerseits war mein Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland verlassen, um ihrem Dienste zu leben. Hätte sie mich doch auch jetzt mit sich genommen,

damit ich nicht nach einer Wiedervereinigung mit ihr so lange zu seufzen brauchte!"

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders waren die Zustände bei ihm! Er fühlte den ihn betroffenen Verlust gewiß nicht weniger tief, allein er schien seiner Empfindungen auf alle Weise Herr bleiben zu wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei Tische sitzen und eine Flasche Wein trinken. Er sprach lebhaft und schien überall in sehr heiterer Stimmung. „Wohlan," sagte er, als er mich sah, „kommen Sie her, nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen."

„„Dort sind ihre Tröster,"" sagte ich, indem ich auf seine Papiere zeigte. „„Die Arbeit ist ein treffliches Mittel, uns in Leiden wieder emporzurichten.""

„Solange es Tag ist," erwiederte Goethe, „wollen wir den Kopf schon oben halten, und solange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen."

Er sprach darauf über Personen, die ein hohes Alter erreicht, und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch in ihrem neunzigsten Jahre," sagte er, „war sie jung, aber sie verstand es auch, sich im Gleichgewicht zu erhalten, und machte sich aus den irdischen Dingen nicht mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr

keinen übermäßigen Respect einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genaß und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten, in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: ‚Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen!‘ Sie lebte darauf noch über siebzig Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigenthümlichen Gleichmuth sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es; es giebt wenige, die ihr es nachthun.“

Er reichte mir sodann einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten hatte und der zu seiner heitern Stimmung wahrscheinlich nicht wenig beigetragen. „Lesen Sie,“ sagte er, „und gestehen Sie, daß das Wohlwollen, das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafte Interesse, das er an den Fortschritten der Literatur und höhern menschlichen Entwickelung nimmt, durchaus geeignet ist mir Freude zu machen. Und daß ich diesen Brief gerade heute erhielt, dafür danke ich dem Himmel als für eine besondere Gunst.“

Wir sprachen darauf über das Theater und dramatische Poesie. „Gozzi,“ sagte Goethe, „wollte behaupten, daß es nur sechsunddreißig tragische Situationen gebe. Schiller gab sich alle Mühe noch mehrere zu finden, allein er fand nicht einmal so viele als Gozzi.“

Dies führte auf einen Artikel des ‚Globe‘, und zwar auf eine kritische Beleuchtung des ‚Gustav Wasa‘ von Arnault. Die Art und Weise, wie der Recensent sich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand seinen vollkommenen Beifall. Der Beurtheilende hatte sich nämlich damit begnügt, alle Reminiscenzen des Autors namhaft zu machen, ohne ihn selber und seine poetischen Grundsätze weiter anzugreifen. „Der ‚Temps‘,“ fügte Goethe hinzu, „hat sich in seiner Kritik nicht so weise benommen. Er maßt sich an, dem Dichter den Weg vorschreiben zu wollen, den er hätte gehen müssen. Dies ist ein großer Fehler, denn damit erreicht man nicht, ihn zu bessern. Es giebt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu sagen: Dies hättest Du müssen so machen, und dieses so! Ich spreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten.

„Meine Freunde, die Herren vom ‚Globe‘, wie gesagt, machen es sehr klug: sie drucken eine lange Liste aller Gemeinplätze, die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her geliehen hat, und indem sie dieses thun, deuten sie sehr geschickt die Klippe an, vor welcher der Autor sich künftig zu hüten hat. Es ist fast unmöglich, heutzutage noch eine Situation zu finden, die durchaus neu wäre, bloß die Anschauungsweise und die Kunst, sie zu behandeln und darzustellen, kann neu

sein, und hierbei muß man umsomehr vor jeder Nachahmung sich in Acht nehmen."

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weise, wie Gozzi sein Theater del Arte zu Venedig eingerichtet hatte, und wie seine improvisirende Truppe beliebt gewesen. „Ich habe," sagte er, „zu Venedig noch zwei Actricen jener Truppe gesehen, besonders die Brighella, und habe noch mehrern solcher improvisirten Stücke mit beigewohnt. Die Wirkung, die diese Leute hervorbrachten, war außerordentlich."

Goethe sprach sodann über den Neapolitaner Pulcinell. „Ein Hauptspaß dieser niedrig-komischen Personnage," sagte er, „bestand darin, daß er zuweilen auf der Bühne seine Rolle als Schauspieler auf einmal ganz zu vergessen schien. Er that als wäre er wieder nach Hause gekommen, sprach vertraulich mit seiner Familie, erzählte von dem Stücke, in welchem er gespielt, und von einem andern, worin er noch spielen solle; auch genirte er sich nicht, kleinen Naturbedürfnissen ungehinderte Freiheit zu lassen. ‚Aber, lieber Mann,' rief ihm sodann seine Frau zu, ‚du scheinst dich ja ganz zu vergessen; bedenke doch die werthe Versammlung, vor welcher du dich befindest!' — ‚È vero! È vero!' erwiederte darauf Pulcinell, sich wieder besinnend, und kehrte unter großem Applaus der Zuschauer in sein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell ist übrigens von solchem Ruf, das niemand in guter Gesellschaft sich rühmt, darin gewesen



zu sein. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern besucht.

Der Pulcinell ist in der Regel eine Art lebendige Zeitung. Alles, was den Tag über sich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man abends von ihm hören. Diese Localinteressen, verbunden mit dem niedern Volksdialect, machen es jedoch dem Fremden fast unmöglich, ihn zu verstehen."

Goethe lenkte das Gespräch auf andere Erinnerungen seiner frühern Zeit. Er sprach über sein geringes Vertrauen zum Papiergelde, und welche Erfahrungen er in dieser Art gemacht. Als Bestätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der Französischen Revolution, wo dieser, es in Paris nicht mehr für sicher haltend, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren," sagte Goethe, „eines Tages bei Grimm zu Tische. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einem Male: ‚Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe.' Es läßt sich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanschetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanschetten von so großer Pracht,

daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es, sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: ‚Ihr seid sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimalhundertundfunfzigtausend Franken bezahlt und war noch glücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben; am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr.'"

1260.

1830, 15. Februar.

Mit Soret.

Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufgeregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein fünfzigjähriges freundschaftliches Verhältniß gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang

aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

1261.

1830, 16. Februar.

Mit v. Müller und Coudray.

Als . . Coudray erschien, ließ er sich die Zeichnungen zum Trauerparade-Saal vorlegen und sprach mit Ruhe und Theilnahme lange darüber. Er freute sich, daß die Beerdigung des Morgens sein solle; er hasse die des Nachmittags; wenn man vom Tische aufstehe, einem Leichen-Conduct zu begegnen, sei gar zu widerwärtig und mahne an jenes kleine Skelett von Silber, was der abgeschmackte reiche Römer Trimalchio*) seinen Gästen immer beim Desert als Memento mori zuschob. „Übrigens," setzte er sehr ernst hinzu, „imponirt mir ein Sarg nicht, das könnt Ihr doch wohl denken."

1262.

1830, 17. Februar.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes:

*) Vergl. Petronius Satirae Cap. 34 (Bücheler).

„Im allgemeinen sollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günstigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Frische heraussetzen. Ist aber der Decorationsmaler von einem so günstigen unbestimmten Tone abzuweichen genöthigt, und ist er in dem Falle, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt oder einen grünen Garten darzustellen, so sollen die Schauspieler klug sein und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauspieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, so verschwindet der Oberkörper und man sieht bloß die Beine; tritt er mit demselbigen Anzuge in einen grünen Garten, so verschwinden seine Beine und sein Oberkörper geht auffallend hervor. So sah ich einen Schauspieler mit weißer Uniform und ganz dunkeln Beinkleidern, dessen Oberkörper in einem weißen Zelt, und dessen Beine auf einem dunkeln Hintergrunde gänzlich verschwanden.

Und selbst," fügte Goethe hinzu, „wenn der Decorationsmaler in dem Falle wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, so sollen diese Farben immer etwas schwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde sich ablöse und die gehörige Wirkung thue."

Wir sprechen über die ‚Ilias' und Goethe macht

mich auf das schöne Motiv aufmerksam, daß der Achill eine Zeit lang in Unthätigkeit versetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorschein kommen und sich entwickeln mögen.

Von seinen ‚Wahlverwandtschaften‘ sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Sesenheim.

Nach Tische ein Portefeuille der niederländischen Schule durchgesehen. Ein Hafenstück, wo Männer auf der einen Seite frisches Wasser einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne spielen, gab Anlaß zu schönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunst nicht zu schaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel sind geworfen, wie man an den Gebärden der Männer sieht, aber sie sind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil sie das Licht unterbrochen und also nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu seinem Kirchhof betrachtet, woraus man sah, welche Mühe sich ein solcher Meister gegeben.

1263.

1830, 18. Februar.

Mit v. Müller.

Er war vom Heimfahren der großherzoglichen Beerdigungs-Equipagen früh nach 5 Uhr geweckt worden,

doch ziemlich heiter gestimmt, ja aufgeregter als gewöhnlich. Ich und sein Sohn mußten ihm alle Beerdigungsfeierlichkeiten genau erzählen. Ich eröffnete ihm mein Nekrolog-Vorhaben, das er sehr billigte, und vor allem ein Schema aufzusetzen anrieth. Nicht allzu liberal dürfe man die Fürstin schildern; sie habe vielmehr standhaft an ihren Rechten gehalten. Ihre gesellige Herablassung sei mehr das Auslaufen ihrer Standesrichtung gewesen. Ihr Mißverhältniß zur Schwiegermutter, ja zur Tochter sei als Naturerscheinung der Weiblichkeit anzusehen, unwillkürlich gewesen. Im Französischen habe man ein Sprichwort: Schwiegermütter von Zucker gebacken, schmecken dennoch bitter. Bei ihrer Lebensschilderung gelte es de voir venir son caractère (sie herankommen zu sehen).

Er erzählte vom Verbrennen aller seiner Briefe bis 1786, als er nach Italien zog. Es lerne ja doch Niemand viel aus alten Briefen, man werde nicht klüger durch antécédents.

Was gut in den Briefen gewesen, habe seine Wirkung schon auf den Empfänger und durch ihn auf die Welt schon vollendet; das Übrige falle eben ab wie taube Nüsse und welke Blätter.

Alles käme darauf an, ob Briefe aufregend, productiv, belebend seien.

Rochlitzens Briefe, wie schön und lieb auch, förderten ihn doch niemals, sie seien meist nur sentimental. Bestimmte einzelne Mittheilungen der durch die

Wanderjahre empfangenen Eindrücke habe Rochlitz verweigert, statt dessen die alberne Idee gefaßt, das Ganze systematisch construiren und analysiren zu wollen. Das sei rein unmöglich, das Buch gebe sich nur für ein Aggregat aus.

Lange war er nicht so lebhaft und traulich sich aussprechend, so bündig, belehrend und anregend, wie heute. Von seiner Jugend sagte er: „Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatschereien ein, stand Jedem in guten Dingen zu Diensten, und so kam ich durch.“

1264.

1830, 21. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Interesse betrachte. Ich bemerke darin ein Bestreben, ihre Existenz so lange wie möglich fortzusetzen, ehe sie einem folgenden Individuum erlaubt sich zu manifestiren.

„Ich habe mir vorgenommen,“ sagte Goethe darauf, „in vier Wochen so wenig den ‚Temps‘ als ‚Globe‘ zu lesen. Die Sachen stehen so, daß sich innerhalb dieser Periode etwas ereignen muß, und so will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine solche Nachricht kommt. Meine ‚Classische Walpurgisnacht‘ wird dabei gewinnen, und ohnehin sind jenes Interessen, wovon

man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er giebt mir sodann einen Brief von Boisserée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen lese. Boisserée spricht besonders über den ‚Zweiten Aufenthalt in Rom', sowie über einige Punkte des letzten Heftes von ‚Kunst und Alterthum'. Er urtheilt über diese Dinge so wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlassung, über die seltene Bildung und Thätigkeit dieses bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählte mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius als sehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Composition liege.

1265.

1830, 22. Februar.

Mit v. Müller.

Goethe zeigte heute Kupferstiche von Cornelius und sprach vom Plutonischen*) Reich in der Glyptothek und Laborde's Zeichnungen von Pera und Umgegend. Ich theilte ihm die wohlgeschriebene Vertheidigung der Gedichte des Königs von Bayern gegen die höhnische Kritik im ‚Universel' mit.

---

*) P. v. Cornelius' Orpheus in der Unterwelt.

Zur Biographie der Großherzogin-Mutter gab er die Formel: „Ächte Fürstlichkeit durch die Weimarischen individuellen Zustände ins Idyllische hinüber gezogen.“ Er freute sich sehr der ausgleichenden Aufschlüsse, die Demoiselle Lorch*) über die Ursachen der Verstimmung zwischen Prinzeß Caroline und ihrer Mutter gegeben. Vom sel. Großherzog sagte er: „Er war eigentlich zum Tyrannen geneigt, wie keiner, aber er ließ alles um sich her ungehindert gehen, so lange es nur ihn nicht selbst in seiner Eigenschaft berührte.

Es ist unglaublich, wie viel er in seinem Kreise aufgeregt und zu wie vielen schweren Leistungen er angeregt und aufgefordert hat. Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu pflegen wissen.“ Der Großherzog ließ sich anmelden, und so mußten wir abbrechen.

Daß er das Falk'sche**) Gedicht auf den Tod der Großherzogin verwarf, that mir leid. Er beschuldigte es des Sansculotismus, und sprach sich überhaupt ungünstig über Falk aus.

*) Demois. Caroline Lorch, frühere Kammerfrau bei der Herzogin Amalia, dann bei der Großherzogin Louise.

**) Falk hatte das Gedicht gemacht, als die Großherzogin, an deren Wiederaufkommen man allgemein zweifelte, noch lebte. So erklärt sich die Möglichkeit, daß Falk auf den Tod der Großherzogin, welche 1830 starb, ein Gedicht machen konnte, während er selbst schon im Februar 1826 starb.

1266.

1830, 24. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anschließe. — „Es ist unendlich zart und menschlich," sagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freilich, so ungeheuere Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit; denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur."

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tische zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Plutos Throne darstellend, um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben

wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

1267.

1830, Februar (?).

Mit Andreas Eduard Koźmian.

Auf der Rückreise aus Paris im Jahre 1830 verdankte ich es der gütigen Vermittlung der Frau v. Goethe, daß mir ihr Schwiegervater den Tag und die Stunde bestimmte, da er mich bei sich empfangen wolle, und mich davon mittels folgender Worte benachrichtigte, die er mit Bleistift eigenhändig auf seine Visitenkarte geschrieben hatte: „wünscht, da er heute verhindert ist, Herrn v. Kozmian morgen Sonntags um 12 Uhr bei sich zu sehen.“

Ich verfehlte nicht die Mittagsstunde, welche mir bestimmt worden. In Goethes Wohnung angelangt, fand ich ihn meinen Besuch erwartend in eben jenem Zimmer, worin er das Jahr vorher seine versammelten Gäste empfangen hatte. Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, dankte ich ihm in französischer Sprache — denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug, mit Goethe zu sprechen — für die theuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte.

„Mit Befriedigung sehe ich immer Fremde bei mir,

welche mich besuchen wollen," — erwiederte Goethe auch in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit handhabte. — „Ihre Gesellschaft vertritt gewissermaßen die Annehmlichkeit des Reisens, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben darf. Ich unterrede mich mit Ihnen, und so reise ich auch, ohne den Platz zu verlassen. Heute zum Beispiel wandr' ich in Polen" — sagte er lächelnd.

Diese Worte dienten als Einleitung zu einem Gespräche über mein Vaterland, dessen Vergangenheit und Gegenwart, und weiter über seine Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Literatur und Kritik, von dem Führer der neuen Schule, welchen Goethe vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte.

„Ich bedaure," sagte Goethe, „daß der Schatz Ihrer ältern und neuern Literatur für mich unerreichbar ist; mit Vergnügen würde ich ihre heutige Entwickelung und die Richtung, welche diese genommen hat, verfolgen. Edel sind solche Bestrebungen, die Literatur national und von den Fesseln der Nachahmung frei zu machen. Mögen aber die jungen Dichter Übertreibungen aus dem Wege gehen! Mögen sie die Fehler und Irrthümer vermeiden, die allen Neophyten eigen sind: mögen sie vor übermäßigem Eifer, vor Fanatismus in ihrem Glauben auf der Hut sein! Mögen sie neue Muster schaffen, jedoch die alten dabei spottender Verachtung nicht preisgeben!" . . .

„Wie ich glaube," fuhr Goethe fort, „wird die neu erstehende Schule besonders an nationalen Stoffen Gefallen finden. In alten Geschichten, Überlieferungen, Vorstellungen, sogar Vorurtheilen, wird sie auf Poesie treffen. Jede Nation hat ihre poetische Flur — warum auf fremden nach Blumen suchen, wenn die heimische so üppigen Wuchs darbeut? Auch die Vergangenheit Polens ist reich an Poesie. Seine Geschichte enthält manche Ereignisse, manchen Character, wohl imstande, einen Dichter zu begeistern. So bin ich z. B. erstaunt, daß noch keiner Ihrer Dichter das Leben Kasimir's, ‚der Mönch' zubenannt, behandelt hat. Man könnte daraus eine Dichtung oder ein historisches Drama voll ergreifender Gemälde bilden. Man muß sich nur diesen Jüngling vorstellen! Die nichtswürdige Mutter hat ihn aus dem Vaterlande entführt, in ihm Haß gegen seine Landsleute und seine Heimath zu erwecken versucht; er, der Krone beraubt, tritt trotz königlichen Geblütes, trotz Jugendreiz und -kraft, auf Drängen eben jener Mutter, ohne Beruf in ein Kloster. Man muß sich seinen Seelenkampf vorstellen, den Kampf religiöser Gefühle mit den sprossenden Leidenschaften der Jugend; wie er diese überwindet und für immer von der Welt scheidet, unter den Ordensbrüdern von Clugny sich verliert, selbst den alten Namen ändert und ein Mönch des elften Jahrhunderts wird. Da widerhallt das Kloster von der Kunde, daß Boten eines fernen Volkes gekommen seien, welche ihren Fürsten suchen. Kasimir,

in der klösterlichen Demuth verharrend, wollte sich noch verborgen halten. Die polnischen Abgesandten können ihn unter der zahlreichen Schaar der Mönche nicht erkennen, aber ihre Thränen, ihr Bericht von dem Unglück des Landes erwecken in dem jungen Fürsten neue Gefühle: eine Zähre erglänzt im Auge eines der Mönche und verräth Kasimir; die Abgesandten erkennen ihn. Länger kann er sich nicht verbergen; er beugt das Haupt vor dem Willen Gottes, giebt seinen Namen kund und sieht zu seinen Füßen Krone und Scepter. Allein der Klosterabt weigert sich ihn freizulassen. Es eilen also die Abgesandten nach Rom, bringen vom heiligen Vater die mit bedeutenden Opfern erkaufte Lösung der Gelübde und geleiten den jungen Fürsten zum Throne seiner Väter. Sobald er im Lande erschienen, eilt das gemeine Volk ihm entgegen; Väter, Mütter, Kinder umringen, begrüßen ihn mit Jubel, und er, von höherer Macht unterstützt, schlichtet — kaum daß sein Fuß den Heimathboden berührt — die inneren Zwistigkeiten, zügelt die Feinde, straft die Aufrührer, befestigt Frieden und Ordnung und eröffnet eine Reihe glorreicher Herrscher. Ist dies für eine Dichtung oder für ein historisches Drama kein gar poesiereicher Stoff?"

„„Ohne Zweifel"" — entgegnete ich — „„müßte er, so aufgefaßt und ausgeführt, zu einem schönen Werke werden, allein um daranzugehen bedürfe es der Kraft des Dichters des ‚Götz von Berlichingen'; viel-

leicht wäre dieser Gegenstand seiner Feder nicht unwürdig?""

„Eine neue, so großartige Arbeit" — sagte Goethe — „könnte ich nicht unternehmen; denn wo ist die Garantie, daß ich sie vollende? Übrigens gehört dieser geschichtliche Stoff von rechtswegen einem polnischen Autor." — Indem wir über Literatur sprachen, fragte mich Goethe nach den neuen französischen Producten. Aufmerksam hörte er meinen Bericht an über die erste Vorstellung des Shakespeare'schen ‚Othello' in französischer Sprache auf Corneille's und Racine's Bühne, ebenso über die Aufführung von ‚Hernani' [von Hugo], den er noch nicht kannte.

„Victor Hugo" — sagte Goethe — „besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie, allein man muß fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer in der Richtung, welche sie zu schaffen gewagt, zu weit gehen dürften. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte, es scheint aber nicht zu wissen, daß wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft', den Despotismus Ludwig's XIV. und die Orgien der Sans-

culotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Capitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete."

„„Auch ich"" — sagte ich — „„theile diese Furcht, allein ich kann nicht verschweigen, daß die Formen, die einst imschwange gewesen, heute als Muster nicht mehr dienen können. Die tragischen Werke der französischen Meister lesen wir immer mit Freude, aber auf der Scene dargestellt, interessiren sie das heutige Publicum nicht. Stünde Racine auf, so würde er heute selbst die Fehler vermeiden, welche wir in seinen Werken finden.""

„Glauben Sie mir" — sagte Goethe — „wünschen wir uns einen neuen Racine selbst mit den Fehlern des alten! Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessirt; damals faßte ich zuerst den Gedanken, Dramen zu schreiben. Die heutige Schule kann für die Literatur viel thun, allein niemals soviel, als die frühere gethan hat."...

Da ich durch längeres Reden die theuern Augenblicke des Dichters nicht in Anspruch nehmen wollte erhob ich mich, um zu gehen, aber Goethe beliebte mich noch zurückzuhalten und that weitere Fragen inbetreff Frankreichs, dessen bedeutenderer Schriftsteller und des

Zustandes der Künste. Als ich der ausgezeichneten Bilder Scheffer's erwähnte, welche Faust und Gretchen darstellen, fragte er mich, welchen Charakter der Maler ihnen gegeben, ob er des Dichters Absicht verstanden, und ob dies Faust und Gretchen Goethe's oder Scheffer's seien.

Nach dieser einstündigen Unterredung nahm ich von dem Dichter Abschied.

1268.

1830, 1. März.

Mittag bei Goethe.

Bei Goethe zu Tische mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhistorische Gegenstände, wobei Hofrath Voigt die vielseitigsten Kenntnisse entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten mit der Einwendung, daß die Kotyledonen keine Blätter seien, und zwar weil sie kein Auge hinter sich hätten. Wir überzeugen uns aber an verschiedenen Pflanzen, daß die Kotyledonen allerdings Augen hinter sich haben, so gut wie jedes folgende Blatt. Voigt sagt, daß das Aperçu von der Metamorphose der Pflanze eine der fruchtbarsten Entdeckungen sei, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforschung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgestopfter Vögel, wobei Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern ge-

füttert habe. Von diesen seien einige gestorben, und er habe sie ausstopfen lassen. Diese ausgestopften hätten ihm nun so gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, sie alle todtschlagen und ausstopfen zu lassen; welchen Gedanken er denn auch alsobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff sei, Cuviers ‚Naturgeschichte‘ in fünf Bänden zu übersetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tische, als Voigt gegangen war, zeigte Goethe mir das Manuscript seiner ‚Walpurgisnacht‘, und ich bin erstaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachsen.

1269.

1830, 1. März.

Mit v. Müller.

„Schiller war ganz ein anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung von dem, was mich gerade am meisten interessirte, zu sprechen.

Ja bei der Herzogin-Mutter freilich konnte ich zuweilen eine Stunde amüsiren; wenn das artige Wesen ‚die Kehle‘ [Henriette v. Wolfskehl, nachmals Freifrau v. Fritsch] umhertrippelte und ‚Närrischer Geheimerath‘

sagte, da improvisirte ich oft eine Erzählung, die sich hören ließ; ich hatte damals des Zeugs zu viel im Kopfe und Motive zu Hunderten."

1270.

1830, 3. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren. Er spricht günstig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige, was man Convenienz heiße, worin Voltaire so groß gewesen. Diesen wolle er mir zum Muster vorschlagen.

Darauf bei Tische reden wir viel über Wieland, besonders über den ‚Oberon', und Goethe ist der Meinung, daß das Fundament schwach sei, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde, sei gar nicht wohl erfunden, besonders weil der Held sich dabei ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, sinnliche und geistreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinauslese.

Wir reden fort über viele Dinge, und so kommen

wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist," sagte Goethe, „ist mir ein Beweis, daß so etwas existire." Ich hatte seit einigen Minuten dasselbige gedacht und sagen wollen, und so war es mir doppelt lieb, daß Goethe es aussprach. „Leibniz," fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über solche selbstständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

1271.

1830, 5. März.

Mit Soret.

Eine . . . [Enkelin] der Jugendgeliebten Goethes . . [der Frau v. Türkheim, die Gräfin Waldner-Freundstein] war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. „„Sie ist so jung,"" sagte ich, „„und zeigt eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.""

„Wie sehr thut es mir leid," erwiederte Goethe, „daß ich sie nicht öfter gesehen, und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um mich unge-

stört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.

Der vierte Band von ‚Wahrheit und Dichtung‘,“ fuhr er fort, „wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.

Indem Sie,“ fuhr Goethe fort, „mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

Ich bin," fuhr Goethe fort, „meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!

Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von ‚Wahrheit und Dichtung' lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist als eine Liebe in Romanen."

„„Dasselbige,"" erwiederte ich, „„könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerm Vortheil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

Auch ist die Liebe selbst,"" fügte ich hinzu, „„sich niemals gleich; sie ist stets original und modificirt sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.""

„Sie haben vollkommen recht," erwiederte Goethe; „denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es

auch das uns anreizende liebe Object. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittel noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."

1272.

1830, 6. März.

Mit Soret.

Goethe liest seit einiger Zeit die ‚Memoiren' von Saint=Simon.

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten," sagte er mir vor einigen Tagen, „habe ich jetzt halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dutzend Bände in hohem Grade interessirt, und zwar durch den Contrast der Willensrichtungen des Herrn und der aristokratischen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht, und eine andere Personnage auftritt, die zu schlecht ist, als daß Saint=Simon sich zu seinem Vortheil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lectüre mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein, und ich verließ das Buch da, wo mich der ‚Tyrann' verließ."

Auch den ‚Globe' und den ‚Temps', den Goethe seit mehreren Monaten mit dem größten Eifer las, hat er seit etwa vierzehn Tagen zu lesen aufgehört. Sowie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er sie uneröffnet beiseite. Indeß bittet er seine Freunde, ihm zu erzählen was in der Welt vorgeht. Er ist seit einiger Zeit sehr productiv und ganz vertieft im zweiten Theile seines ‚Faust'. Besonders ist es die ‚Classische Walpurgisnacht', die ihn seit einigen Wochen ganz hinnimmt und die dadurch auch rasch und bedeutend heranwächst. In solchen durchaus productiven Epochen liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn daß sie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohlthätiges Ausruhen diente, oder auch daß sie mit dem Gegenstande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie stände und dazu behilflich wäre. Er meidet sie dagegen ganz entschieden, wenn sie so bedeutend und aufregend wirkte, daß sie seine ruhige Production stören und sein thätiges Interesse zersplittern und ablenken könnte. Das letztere scheint jetzt mit dem ‚Globe' und ‚Temps' der Fall zu sein. „Ich sehe," sagte er, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gange des Dramas unnützerweise täglich aufregen zu lassen. Ich lese jetzt so wenig den ‚Globe' als den ‚Temps', und

meine ‚Walpurgisnacht' rückt dabei gar nicht schlecht vorwärts."

Er sprach darauf über den Zustand der neuesten französischen Literatur, die ihn sehr interessirt. „Was die Franzosen," sagte er, „bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts als der Wiederschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit funfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der historischen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues sind, findet sich schon seit einem halben Jahrhundert in meinem ‚Götz'. Übrigens," fügte er hinzu, „haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern oder ehegestern, daß es mir einfällt meine Blicke westwärts zu wenden, um auch zu sehen wie unsere Nachbarn jenseits des Rheins von mir denken. Aber auch jetzt haben sie auf meine Productionen keinen Einfluß. Selbst Wieland, der die französischen Formen und Darstellungsweisen nachgeahmt, ist im Grunde immer deutsch geblieben und würde sich in einer Übertragung schlecht ausnehmen."

1273.

1830, 7. März.

Mit Eckermann.

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine ‚Classische Walpurgisnacht‘ habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hierbei aber,“ sagte er, „bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte bis es stockte.“ Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tische eine Spazierfahrt zu machen, allein wir fanden es beiderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegossene Portraits, Basreliefs, von siebenundfunfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten. Besonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erschien so kräftig und verwegen wie sein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas

Humoristisches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps zeigten sich als reine, freie, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Portraits der Demoiselle Gay, der Madame Tastu und anderer junger Schriftstellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Person zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch diese Sendung von David einen Schatz besitze, wofür er dem trefflichen Künstler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlassen, diese Sammlung Durchreisenden vorzuzeigen und sich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Personen unterrichten zu lassen.

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vordern Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tische setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er allein arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleïs' und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil des ‚Faust' zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute

mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eins der Packete. Es waren die Gedichte von Émile Deschamps, begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethes Jugend Shakespeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Überall war der Brief von Émile Deschamps mit sehr liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüths," sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn," sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hüte seines Helden für das Nonplusultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

1274.

1830, 7. März.

Mit v. Müller.

Ich traf Goethe in den vordern Zimmern. Eine von David eben erhaltene Sendung von Büchern und Medaillons verbarg er mir. Er war aufgeregter als gewöhnlich. — „Nun laßt nur mit allen Glocken läuten; macht, daß Ihr die Alten alle begrabt und seht zu, wie Ihr mit den Jungen fertig werdet. Seid nur lustig und wohlgemuth dabei, das ist die Hauptsache."

Als ich ihm St. Aignan's Condolenzbrief zeigte und hinzu fügte: „„Wie wollen Sie in so wenig Zeilen mehr und Verbindlicheres ausdrücken?"" nahm er es ganz übel und nannte es eine triviale Redensart, die man ihm gegenüber nicht brauchen sollte. Doch lenkte er gleich wieder in Scherz über. An Reinhard könne er unter einem Monat nicht schreiben; man fordere zu viel von ihm, er müsse Bankerott mit seiner Zeit machen. Wenn man die achtziger Jahre überschritten habe, gehe nicht alles so leicht von der Hand.

Niemand frage darnach, wie viel Mühe ihm die Herausgabe seiner Werke mache, und dann nehme doch niemand, wenn sie erschienen, sonderlich Notiz davon. Von Auguste Jacobi*) sagte er: sie verwandle mit

*) Die Enkelin des Philosophen, lebte längere Zeit in Müllers Hause und kam mit Goethe vielfach in Berührung.

ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versire in beständiger Klarheit, aber des Irrthums. Eben als ich mehr darüber mittheilen wollte, trat Coudray ein.

1275.

1830, 14. März.

Mit v. Müller.

Als ich ihm Feuerbach's theilnehmende Nachfrage meldete, entgegnete er: „Nun, antworten Sie nur, mein Bündel sei geschnürt und ich warte auf Ordre zum Abmarsch." Als es sich nun um die Kenntniß einiger Stael'schen Briefe handelte, sagte er ausweichend: „Es kommt doch bei all' dem Auslesen alter Briefe nichts heraus."

1276.

1830, 14. März.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiste von David, mit deren Auspackung ich ihn vor einigen Tagen beschäftigt fand. Die Gipsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tischen nebeneinandergelegt. Er sprach dabei abermals über das außerordentliche Talent David's, das ebenso groß sei in der Auffassung als in

der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neuesten Werke, die ihm durch die Vermittelung David's von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule als Autorgeschenke verehrt worden. Ich sah Werke von Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin und andern. „David," sagte er, „hat mir durch diese Sendung schöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Ich werde über die mir sehr lieben Portaits und Bücher einen eigenen Catalog machen und beiden in meiner Kunstsammlung und Bibliothek einen besondern Platz geben." Man sah es Goethen an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte.

Er las darauf einiges in den ‚Studien' von Émile Deschamps. Die Übersetzung der ‚Braut von Corinth' lobte er als treu und sehr gelungen. „Ich besitze," sagte er, „das Manuscript einer italienischen Übersetzung dieses Gedichts, welches das Original bis zum Rhythmus wiedergiebt."

Die ‚Braut von Corinth' gab Goethen Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtentheils Schillern," sagte er, „der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine ‚Horen' brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als

anmuthige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmuth; es war mir als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.

Zu andern Zeiten," fuhr Goethe fort, „ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, sodaß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solcher in der Diagonale geschriebenen Blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, sodaß es mir leid thut, keine Proben solcher poetischen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf die französische Literatur zurück, und zwar auf die allerneueste ultra=

romantische Richtung einiger nicht unbedeutenden Talente. Goethe war der Meinung, daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Literatur selber im hohen Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirken, nachtheilig sei.

„Bei keiner Revolution," sagte er, „sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen, aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln. So wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man versucht sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müssen Gaunern und Galeerensklaven Platz machen. Dergleichen ist pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publicum diese stark gepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerm begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt sein will, und nicht groß genug ist, auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmack des Tages bequemen, ja es muß seine Vorgänger im Schreck- und Schauer-

lichen noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äußern Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise gründliche Entwickeln des Talents und Menschen von innen heraus ganz außer Acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird.

„„Wie kann aber,““ versetzte ich, „„ein Bestreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im allgemeinen günstig sein?““

„Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe,“ erwiederte Goethe, „werden nach und nach verschwinden, aber zuletzt wird der sehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freiern Form auch einen reichern, verschiedenartigern Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswerth ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werks ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingredienz eintreten, ja, man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit desto größerm Verlangen wieder hervorsuchen.“

„„Es ist mir auffallend,““ bemerkte ich, „„daß auch

Mérimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abscheulichen Gegenstände seiner ‚Guzla‘ gleichfalls jene ultraromantische Bahn betreten hat.““

„Mérimée,“ erwiederte Goethe, „hat diese Dinge ganz anders tractirt als seine Mitgesellen. Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampyren, allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen objectiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es Spaß macht, auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verleugnet, und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der ‚Guzla‘ anfänglich für wirklich illyrische Volksgedichte gehalten, und also nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabsichtigte Mystification gelungen wäre.

Mérimée,“ fuhr Goethe fort, „ist freilich ein ganzer Kerl; wie denn überhaupt zum objectiven Behandeln eines Gegenstandes mehr Kraft und Genie gehört als man denkt. So hat auch Byron trotz seiner stark vorwaltenden Persönlichkeit zuweilen die Kraft gehabt, sich gänzlich zu verleugnen, wie dies an einigen seiner dramatischen Sachen und besonders an seinem ‚Marino Faliero‘ zu sehen. Bei diesem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es ge-

schrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit, in der die Handlung vorgeht. Die Personen reden ganz aus sich selber und aus ihrem eigenen Zustande heraus, ohne etwas von subjectiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an sich zu haben. Das ist die rechte Art. Von unsern jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte ist das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen gelesen: Gedichte, Romane, dramatische Arbeiten, es trug alles die persönliche Farbe des Autors, und es machte mich nie vergessen, daß ein Pariser, daß ein Franzose es geschrieben; ja selbst bei behandelten ausländischen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Conflicten und Gährungen des augenblicklichen Tages."

„„Auch Béranger,"" warf ich versuchend ein, „„hat nur Zustände der großen Hauptstadt und nur sein eigenes Innere ausgesprochen.""

„Das ist auch ein Mensch danach," erwiederte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas werth ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und Was machen die andern? damit er es ihnen nachmache. Er hat

immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern was das Publicum oder was diese oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volks hingehorcht, allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere mit dem des Volks in Harmonie stand, aber es hat ihn nie verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte.

Sie wissen, ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten, allein solche wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleon's und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn aus-

spricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritte entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht, sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Classe, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und genöthigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

„„Er ist vortrefflich, ohne Frage,"" erwiederte ich. „„Sie wissen selbst, wie sehr ich ihn seit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir thut, Sie so über ihn reden zu hören. Soll ich aber sagen, welche von seinen Liedern ich vorziehe, so gefallen mir denn doch seine Liebesgedichte besser als seine politischen, bei denen mir ohnehin die speciellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich sind.""

„Das ist Ihre Sache," erwiederte Goethe; „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben; fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten, aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch,

wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Product eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich, alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es, hier ist Österreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es, hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisterte Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber.

Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

„„Man hat Ihnen vorgeworfen,"" bemerkte ich etwas unvorsichtig, „„daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.""

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiederte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„„Im Grunde,"" versetzte ich begütigend, „„sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden; denn was will das anders

sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Cultur seiner Nation mehr gethan als irgend ein anderer, nun endlich alles hätte thun sollen.““

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke,“ erwiederte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir imstillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Xenien‘, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie

bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht

gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt," fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Culturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

1277.

1830, 15. März.

Mit Soret.

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie,

die früher nur insoweit sie zur Pharmacie gehörig behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbstbehagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besitzergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die medicinische Facultät innegehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek," sagte er, „befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Local war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, seine Schätze gehörigerweise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttner'schen Bibliothek von seiten des Großherzogs abermals 13000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte, sie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müssen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ganz geeignet war allen unsern Bedürfnissen auf das herrlichste abzuhelfen. Allein dieser Saal war nicht im Besitz der Bibliothek, sondern im Gebrauch der Facultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Konferenzen benutzten. Ich wendete mich also

an diese Herren mit der sehr höflichen Bitte, mir diesen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren sich nicht verstehen; allenfalls seien sie geneigt nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Konferenzen einen neuen Saal wolle bauen lassen, und zwar sogleich. Ich erwiederte ihnen, daß ich sehr bereit sei ein anderes Local für sie herrichten zu lassen, daß ich aber einen sofortigen Neubau nicht versprechen könne. Diese meine Antwort schien aber den Herren nicht genügt zu haben; denn als ich am andern Morgen hinschickte, um mir den Schlüssel ausbitten zu lassen, hieß es: er sei nicht zu finden.

Da blieb nun weiter nichts zu thun, als eroberungsweise einzuschreiten. Ich ließ also einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. ‚Diese Mauer, mein Freund,‘ sagte ich, ‚muß sehr dick sein; denn sie trennt zwei verschiedene Wohnungspartien: versuchet doch einmal und prüfet, wie stark sie ist.‘ Der Maurer schritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis sechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backsteine fielen und man durch die entstandene Öffnung schon einige ehrwürdige Perrücken herdurchschimmern sah, womit man den Saal decorirt hatte. ‚Fahret nur fort, mein Freund,‘ sagte ich, ‚ich sehe noch nicht hell genug. Genirt Euch nicht und thut ganz als ob Ihr zu Hause wäret.‘ Diese freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer so belebend, daß die Öffnung bald

groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und thätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämmtliche Bücher in ihren Repositiuren in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück, aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tische habe, so sind sie ganz charmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amusirte es ihn königlich, und wir haben später recht oft darüber gelacht."

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinnerungen. „Ja, mein Freund," fuhr er fort, „man hat seine Noth gehabt, um gute Dinge durchzusetzen. Später, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinweg-

räumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte, daß es doch Sr. Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritte heimlich autorisirt hatte, antwortete sehr weise: ‚Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Er weiß schon was er zu thun hat, und muß sehen wie er zurechtkommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!‘

Es ließ sich aber niemand bei mir blicken,“ fügte Goethe lachend hinzu; „ich fuhr fort von der alten Mauer niederreißen zu lassen, was mir im Wege stand, und hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu sehen.“

1278.

1830, 16. März.

Mit Eckermann.

Morgens besucht mich Herr von Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach

Italien entschieden, daß von seinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünsche, daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bei Goethes Hause vorbeigehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell zu ihm hinauf. Er ist in den vordern Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde, und sich freue, daß ich mitgehe. „Es wird für euch beide gut sein," sagte er, „und Ihre Cultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabei befinden."

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel," sagte Goethe, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist.

Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei die Erde zu bauen.

Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.

Nächst diesem Moses, als erster Gesetzgeber.

Sodann David, als Krieger und König.

Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet.

Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.

Christus.

Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen der eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenschaftlich, mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes wer kommt?

Der Hauptmann von Kapernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hilfe Erwartenden.

Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christenthums enthalten wäre.

Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.

Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging und die Missionare repräsentirt.

Petrus machte den Schluß. Der Künstler müßte

ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seien, das Heiligthum zu betreten.

Was sagen Sie zu diesem Cyklus? Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalene würde ich sitzend bilden."

Ich war sehr glücklich, dieses alles zu hören, und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken," sagte er, „und es dann nebst andern neuesten Dingen Ihnen zum neununddreißigsten Bande geben."

1279.

1830, 17. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Ich sprach mit ihm über eine Stelle in seinen Gedichten, ob es heißen müsse: ‚Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhieß,' wie in allen ältern Ausgaben steht; oder: ‚Wie es dein Priester Properz u. s. w.,' welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieser letztern Lesart," sagte Goethe, „habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart."

„„So,““ sagte ich, „„stand auch in dem Manuscript Ihrer ‚Helena‘, daß Theseus sie entführet als ein zehnjährig schlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken lassen: ein siebenjährig schlankes Reh, welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen als für die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, daß niemand sagen kann wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemsten und hübschesten ist.““

„Sie haben Recht,“ sagte Goethe; „ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahre alt gewesen sei, als Theseus sie entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahre an hat sie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.“

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir zwei frische Hefte von Neureuther nach seinen Balladen, und wir bewunderten vor allem den freien heitern Geist des liebenswürdigen Künstlers.

1280.

1830, 17. März.

Mit Soret und Riemer.

Abends einpaar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrage der Frau Großfürstin ‚Gemma von

Art' [von Bornhauser] zurück und äußerte gegen ihn über dieses Stück alles Gute, was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer," erwiederte er, „wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu ist und überall den Stempel des Talents trägt." Darauf, indem er den Band zwischen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite ansah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen, wenn ich sehe, daß dramatische Schriftsteller Stücke machen, die durchaus zu lang sind, um so gegeben werden zu können, wie sie geschrieben. Diese Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich sonst darüber empfinden würde. Sehen Sie nur, was ‚Gemma von Art' für ein dicker Band ist."

„„Schiller,"" erwiederte ich, „„hat es nicht viel besser gemacht, und doch ist er ein sehr großer dramatischer Schriftsteller.""

„Auch er hat freilich darin gefehlt," erwiederte Goethe. „Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig beherrschen und sich vom Leibe zu halten, und sich nur auf das durchaus Nothwendige zu concentriren, er-

fordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer als man denkt."

Hofrath Riemer ließ sich melden und trat herein. Ich schickte mich an zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt, allein Goethe bat mich zu bleiben, welches ich denn sehr gern that und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Übermuth, Ironie und mephistophelischer Laune vonseiten Goethes.

„Da ist der Sömmerring gestorben," fing Goethe an, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radicalen Narren: er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

„„Man könnte hinzufügen,"" erwiederte ich, „„daß er Ihnen noch in einem andern Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Thätigkeit der Jugend.""

„Das mag sein," erwiederte Goethe; „aber wir befinden uns an den beiden entgegengesetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In seinem Alter so radical zu sein, ist der Gipfel aller Tollheit."

„„Ich denke,"" entgegnete ich, „„man muß zwei Arten von Radicalismus unterscheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und alles

niederreißen, während der andere sich begnügt, auf die schwachen Partien und Fehler einer Staatsverwaltung hinzudeuten, in Hoffnung, das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltsamer Mittel. In England geboren, würden Sie dieser letzten Art sicher nicht entgangen sein.""

„Wofür halten Sie mich?" erwiederte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton seines Mephisto annahm. „Ich hätte sollen Mißbräuchen nachspüren, und noch obendrein sie aufdecken und sie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen, oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen 30000 Pfund Sterling Einkünfte."

„„Recht hübsch,"" erwiederte ich; „„aber wenn Sie zufällig nicht das große Loos, sondern eine Niete gezogen hätten? Es giebt so unendlich viele Nieten.""

„Nicht jeder, mein Allerbester," erwiederte Goethe, „ist für das große Loos gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottise begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen? Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel [der anglicanischen Kirche] ergriffen, ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, besonders den Artikel 9 [über die Rechte und Bezüge der Bischöfe], der für mich ein Gegenstand einer ganz besondern Aufmerksamkeit und zärtlichen Hingebung gewesen sein würde. Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß

meine 30 000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwissenheit womöglich noch finsterer zu machen. O wie hätte ich die gute einfältige Masse cajolieren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Muth hätte haben sollen zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundirt sei!"

„„Bei Ihnen,"" versetzte ich, „„hätte man doch wenigstens den Trost gehabt, zu denken, daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu solcher Höhe gelangt, in England aber sind oft gerade die Dümmsten und Unfähigsten im Genuß der höchsten irdischen Güter, die sie keineswegs dem eigenen Verdienst, sondern der Protection, dem Zufall und vor allem der Geburt zu verdanken haben.""

„Im Grunde," erwiederte Goethe, „ist es gleichviel, ob einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung, oder durch Erbschaft zugefallen. Die ersten Besitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwissenheit und Schwäche der andern sich zu Nutze machten. Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat sie im Tollhause zu suchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen

Tollhäuser kannte, mich durch List und Überraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verspüre, auch noch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. ‚Ich bin sehr bereit‘, sagte ich, ‚Euer Hoheit, wenn es sein muß, in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.‘

O welch ein Spaß würde es für mich sein, die 39 Artikel auf meine Weise zu tractiren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!“

„„Auch ohne Bischof zu sein,““ sagte ich, „„könnten Sie sich dieses Vergnügen machen.““

„Nein,“ erwiederte Goethe, „ich werde mich ruhig verhalten; man muß sehr gut bezahlt sein, um so zu lügen. Ohne Aussicht auf die Bischofsmütze und meine 30000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verstehen. Übrigens habe ich schon ein Pröbchen in diesem Genre abgelegt. Ich habe als sechzehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht über die Höllenfahrt Christi geschrieben, das sogar gedruckt aber nicht bekannt geworden, und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr, Riemer, Sie kennen es?“

„„Nein, Excellenz,““ erwiederte Riemer, „„ich kenne es nicht, aber ich erinnere mich, daß Sie im ersten

Jahre nach meiner Ankunft schwer krank waren und in Ihrem Phantasiren miteinemmale die schönsten Verse über denselbigen Gegenstand recitirten. Es waren dies ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend.'"

„Die Sache ist sehr wahrscheinlich," sagte Goethe. „Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen recitirte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieser Mann kein Wort griechisch verstehe, und schrie daher Wunder über Wunder, ja die Klugen fingen schon an aus dieser Leichtgläubigkeit der Thoren Vortheil zu ziehen, als man unglücklicherweise entdeckte, daß jener Alte in seiner frühen Jugend war genöthigt worden allerlei griechische Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch sein Beispiel anzuspornen trachtete. Er hatte jenes wirklich classische Griechisch ganz maschinenmäßig gelernt, ohne es zu verstehen, und hatte seit funfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in seiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einemmale wieder anfing sich zu regen und lebendig zu werden."

Goethe kam darauf mit derselbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Besoldung der englischen hohen Geistlichkeit zurück, und erzählte sodann sein Abenteuer mit dem Lord Bristol, Bischof von Derry.

„Lord Bristol," sagte Goethe, „kam durch Jena,

wünschte meine Bekanntschaft zu machen, und veranlaßte mich ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu sein; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unsers Gesprächs eine Predigt über den ‚Werther‘ halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. ‚Der ‚Werther‘, sagte er, ‚ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!‘ — Halt! rief ich. Wenn Ihr so über den armen ‚Werther‘ redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüther Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, sodaß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt

Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lichts vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr andern, ihr Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt!

Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an gegen mich in unserer weitern Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Ich verlebte darauf mit ihm einen sehr guten Abend. Denn Lord Bristol, so grob er sein konnte, war ein Mann von Geist und Welt, und durchaus fähig in die verschiedenartigsten Gegenstände einzugehen. Bei meinem Abschied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch seinen Abbé die Honneurs fortsetzen. Als ich mit diesem auf die Straße gelangt war, rief er mir zu: ‚O, Herr von Goethe, wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von Ihrem Besuch

sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun.‘“

„„Sie haben wegen Ihres ‚Werther‘ allerlei zu ertragen gehabt,““ bemerkte ich. „„Ihr Abenteuer mit Lord Bristol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über diesen Gegenstand. War nicht auch Talleyrand dabei?““

„Er war zugegen,“ erwiederte Goethe. „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerst liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenstand, wie es sich von einem so grandiosen Geiste erwarten ließ.“

Vom ‚Werther‘ lenkte sich das Gespräch auf Romane und Schauspiele im allgemeinen und ihre moralische oder unmoralische Wirkung auf das Publicum. „Es müßte schlimm zugehen,“ sagte Goethe, „wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte als das Leben selber, das täglich der scandalösen Scenen im Überfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch.“

„„Aber doch,““ bemerkte ich, „„sucht man sich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge spricht, welche zu hören wir für sie nicht gut halten.““

„Das ist recht löblich,“ erwiederte Goethe, „und ich

thue es selbst nicht anders, allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem andern. Sie wissen auch immer ganz genau, wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Eltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unserer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen.

Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einemmale bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten, wie sie sonst zu thun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten."

1281.

1830, 20. März.

Mit v. Müller.

„Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathhaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer hinauf."

1282.

1830, 21. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen ist," sagte er, „ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind als sie hätten sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche

Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich," sagte Goethe, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Theils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner ‚Walpurgisnacht' Zeit, damit alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden, bevor Sie gehen.

Was darin von Piquen vorkommt, habe ich so von den besondern Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht," fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen, Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber wider Willen romantisch sei und meine ‚Iphigenie', durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, sodaß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Cyklus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohlthun, ihm seinen ältesten Sohn beizugeben, einen trotzigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen

kleinen Hercules, in der Hand eine Schlange erdrückend.

Auch wegen Noah habe ich einen andern Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winzer darstellen, wobei man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse freimachte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor, sie zu notiren.

Goethe zeigte mir sodann das Blatt von Neureuther zu seiner Legende vom Hufeisen. „„Der Künstler,““ sagte ich, „„hat dem Heiland nur acht Jünger beigegeben.““

„Und schon diese acht," fiel Goethe ein, „waren ihm zu viel, und er hat sehr klug getrachtet, sie durch zwei Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geistlosen Zugs zu vermeiden."

1283.

1830, 21. März.

Mit v. Müller.

Heute regte er lebhaft an, meinen Nekrolog der Großherzogin-Mutter rasch zu vollenden.

1284.

1830, 23. März.

Mit v. Müller.

Ich erntete großen Beifall für meine Arbeit.*) „Nacherfinden kann man andern nicht leicht, man beurtheilt was schon da ist.“ Er war in seinem hintersten Zimmer nach der Straße zu, rings umher Kupferstiche, Zeichnungen rc. die Fülle. „Meine eignen Versuche im Zeichnen haben mir doch den großen Vortheil gebracht, die Naturgegenstände schärfer aufzufassen; ich kann mir ihre verschiedenen Formen jeden Augenblick mit Bestimmtheit zurückrufen. Seit ich die Zeitungen nicht mehr lese, bin ich viel freieren Geistes. Mein Sohn wird in Italien seine eigenen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert sich viel um die Väter.“

Wir kamen auf sein Gespräch mit Napoleon und dessen gewöhnlichen Zusatz: Qu'en dit Mr. Goethe? Als ich sagte: es sei schrecklich sich zu sagen, daß das schon 22 Jahre her wäre, erwiederte er: „Man muß es sich auch nicht sagen, sonst wäre es zum Tollwerden. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag; warum sollen wir uns nicht auch wie kleine Götter darüber hinaussetzen?“

---

*) Der . . Nekrolog steht in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ 1830, Nr. 90—92.

1285.

1830, 24. März.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische in den heitersten Gesprächen. Er erzählt mir von einem französischen Gedicht, das als Manuscript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: ‚Le rire de Mirabeau‘ [von Cordellier-Delaroue]. „Das Gedicht ist voller Geist und Verwegenheit,“ sagte Goethe, „und Sie müssen es sehen. Es ist als hätte der Mephistopheles dem Poeten dazu die Tinte präparirt. Es ist groß, wenn er es geschrieben ohne den ‚Faust‘ gelesen zu haben, und ebenso groß, wenn er ihn gelesen.“

1286.

1830, 28. März.

Mit v. Müller und Coudray.

Er hatte in seinem Garten mit Eckermann gespeist. Als ich um 5 Uhr Nachmittags zu ihm kam, stand Durand's Portrait von Schmeller auf der Staffelei. „Das soll wohl Durand sein,“ sagte ich, worauf Goethe versetzte: „Er selber ist es freilich nicht.“ Und ich merkte alsobald, daß ihn meine skeptische Äußerung geärgert habe.

Er bat, ich möchte ihm das Merkwürdigste aus den Zeitungen erzählen: über Griechenland, die alte Morgue;

es sei albern von Capo d'Istria, wenn er die griechischen Primaten schelte: sie taugten überall nichts, nicht bloß dort. Er dankte Gott, daß er kein Philhelene sei, sonst würde er sich über den Ausgang des Drama jämmerlich ärgern. Er redete dann von ‚L'âne mort et la femme guillotinée*)‘ und von der ‚Palingénésie sociale‘, die er ein schwaches Werk nannte. Er habe lang genug über diese Probleme gedacht, mit Herdern, ehe die ‚Ideen‘ ꝛc. gedruckt worden, Alles vielfach durchsprochen, und so verdrieße es ihn zu lesen, was andere minder gehaltvoll darüber faselten. Es komme nichts dabei heraus; solche Probleme seien einmal nicht zu lösen. Was wolle das heißen: Stadt Gottes? Gott habe keine Stadt, sondern ein Reich, kein Reich, sondern eine Welt, keine Welt, sondern Welten.

Coudray kam dazu. Er lobte den aus England zurückgekommenen jungen Architekten Kirchner, auf den der sel. Großherzog so viel gewendet habe.

Goethe zeigte uns seine Präparate von Schnepfenköpfen, merkwürdig wegen der ungeheuer großen Augen. Darauf kam das Gespräch auf vergleichende Anatomie, und Goethe wiederholte, was in seinem Gedichte: ‚Metamorphose des Thierreichs‘ vorkommt: Gott selbst könne keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er nicht die von ihm selbst für nothwendig erkannten Naturgesetze umstoßen könne.

---

*) Jules Janin, L'âne mort etc. Paris 1827.

‚Hernani' [von V. Hugo] sei eine absurde Composition, ebenso der ‚Gustav Adolf' [von Arnaut?] und die ‚Christine' [von Arnault? oder Stockholm, Fontainebleau et Rome von Dumas?]. Überhaupt hätten die Franzosen seit Voltaire, Buffon und Diderot doch eigentlich keine Schriftsteller erster Größe gehabt, keinen, bei dem die geniale Kraft, die Löwentatze so recht entschieden hervorgetreten. ‚Paul und Virginie' [von Bernardin de Saint-Pierre], ingleichen ‚Atala' [von Châteaubriant] könne man allenfalls noch gelten lassen. Wenn die Franzosen sich mausig machen, so will ich es ihnen noch vor meinem seligen Ende recht derb und deutlich vorsagen. Ach, wenn man so lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Jahrhundert mit so klarem Bewußtsein zurückschaut, so wird einem das Zeug alles, was geschrieben wird, recht ekelhaft.

Wir kamen auf Milosch und die Serbier. „Ja," sagte er, „es war doch eine schöne Zeit, als die Übersetzung der serbischen Gedichte zuerst hervortrat, und wir so frisch und lebendig in jene eigenthümlichen Zustände hinein versetzt wurden. Jetzt liegt mir das ferne, ich mag nichts mehr davon wissen.

Seit ich keine Zeitungen mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere thun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt.

Ich habe Natur und Kunst eigentlich immer egoistisch studirt, nämlich um mich zu unterrichten. Ich

schrieb auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, ist mir einerlei."

Er wurde immer redseliger und behaglicher, doch nicht recht gemüthlich.

1287.

1830, Frühjahr (?).

In Goethes Garten.

Friedrich Förster erzählt, wie er und Eckermann einem Kuckuck im Park zu Weimar nachgespürt hatten und Eckermann infolgedessen sich über das Leben der Vögel verbreitet habe. Er fährt fort:

Insbesondere bot ihm der Kuckuck reichen Stoff zu Mittheilungen, sodaß er damit noch nicht zu Ende war, als wir durch das schmale Pförtchen in das Gartenhaus eintraten. Goethe, welcher hinter der lebendigen spanischen Wand von Malven, durch welche er sich den Blicken neugieriger Vorübergehender entzog, auf und ab ging, trat freundlich, uns willkommen heißend, auf uns zu und sagte: „Sie haben, wie ich merke, unsern Freund Eckermann auf sein Lieblingsthema gebracht; ich hörte wiederholentlich seinen Kuckucksruf, von dem weiß er ein Liedchen zu singen, obschon es kein Singvogel ist." Der Enkel Wolfgang kam, den Großpapa zum Theetisch einzuladen, an welchem wir unter einer Linde Frau Ottilie, ihre Schwester und andern Besuch fanden. Bald hieß es auch hier wieder: Ei, der Kuckuck und kein Ende! Ich hatte Eckermann bemerkt, daß ihm

doch, wie gründlich auch seine Beobachtungen gewesen, eine seltsame Begabung, womit die Natur diesen verzogenen Liebling schon im Ei ausgestattet habe, unbekannt geblieben sei. Aufgefordert, hierüber Mittheilung zu machen, erzählte ich, daß mir der Director der Akademie in Tharand [Cotta] einmal ein noch nicht flügges Kuckuckchen gezeigt, welches er aus dem Neste einer Blaumeise in dem Astloche eines Apfelbaumes aufgefunden und ausgenommen hatte. Er machte uns auf die schaufelartige Bildung der Flügelschulterknochen aufmerksam und fügte erläuternd hinzu: Wenn der aus dem Ei gekrochene Kuckuck sich nach Verlauf einiger Zeit von kleineren Stiefgeschwistern umgeben sieht, welche ihre Schnäbelchen mit gleichem Verlangen aufsperren, sobald die Eltern Fütterung bringen, duckt er sich unter die Kleinen und macht es ihnen bequem, sich auf seine Schulterschaufeln zu setzen. Kaum aber, daß eins darauf Platz genommen, rutscht er damit an die Öffnung und wirft es mit geschicktem Schub zum Loche hinaus, wo dann das arme Stiefbrüderchen, wenn es nicht sofort den Hals gebrochen, doch bald von den Raubvögeln und Katzen aufgefressen wird.

Bestätigung erhielt diese Aussage durch einen der anwesenden Jäger. „Ja, ja!“ bemerkte Goethe, „die Natur ist viel listiger und erfindsamer im Guten wie im Bösen, als wir armen Menschenkinder, und wenn Salomo der Weise spricht: ‚Neues unter der Sonne giebt es nicht‘, so beweist das, daß der weise König

kein Naturforscher war." — Von einem der Anwesenden wurde die Bemerkung gemacht, daß der Mensch ein noch ungelöstes Räthsel sei, jedenfalls sei die Aufgabe, welche die Sphynx dem Ödipus gegeben, doch zu sehr nur für den Scharfsinn eines Kindes berechnet gewesen. Hierauf wurde von Goethe bemerkt, daß wie der Mensch, so auch das Thier ein Räthsel und ein vielleicht noch schwerer zu lösendes sei; denn nicht nur, daß durch die Sprache der Menschenbruder uns sein geheimes Wesen offenbare, der Mensch sei doch trotz aller Racenunterschiede immer einer von derselben Gattung, wogegen die Thierwelt in unendlich viele specifisch von einander verschiedene Gattungen und Arten getrennt sei. Bei der Psychologie des Menschen haben wir es immer nur mit einer und derselben Seele zu thun, bei der Thier-Psychologie verlangen die Seelen der Vierfüßer, der Vögel, der Fische, der Insecten, bis zu den Infusorien herab, eine jede eine besondere Wissenschaft. Mit der herkömmlichen Bezeichnung ‚Instinct' kommen wir nicht mehr aus.

Hiernächst theilt Förster weitere Erzählungen über Klugheit von Thieren mit, darunter auch von Hunden, die zu allerhand Verrichtungen herangezogen werden, wobei Goethe einschaltete:

„Haben wir doch" — fügte Goethe mit heiterer Miene hinzu — „hier am Orte erlebt, daß der Hund für die Theatercasse ein einträglicher Gastrollenspieler ist."

Ferner erzählte Förster von einem, in Berlin ihm zugeflogenen Taubenpaare, welches sich in seinem Zimmer ein Nest gebaut, von welchem aber der Tauber nach einiger Zeit — wahrscheinlich abgefangen — ausgeblieben und dadurch das brütende Weibchen in große Unruhe versetzt worden sei. Letzteres sei später gleichfalls verschwunden, während bald darnach der Tauber sich wieder eingefunden und zunächst das Nest mit den Eiern untersucht habe. Die weiteren Vorgänge berichtete Förster wie folgt:

Er fand hier alles in bester Ordnung, und in der Hoffnung, das erkaltete Leben durch die Wärme seines Blutes und seiner Federn wiedererwecken zu können, übernahm er mit heroischer Resignation auf jeden Genuß der Freiheit und des Lebens die mütterlichen Pflichten des Brütens und verließ während mindestens achtundvierzig Stunden auch nicht eine Minute das Nest. Als er aber am dritten Tage die Überzeugung gewonnen hatte, daß seine Bemühung, das erstorbene Leben wieder zu erwecken, vergeblich sei, gerieth er in einen Zustand, der an Verzweiflung gränzte. Er schleuderte die beiden Eier aus dem Neste, daß sie am Boden zerschellten, dann richtete sich seine Wuth gegen das Nest, welches er mit den Krallen der Füße und mit der Schärfe des Schnabels so zerstörte, daß nicht ein Reischen, nicht ein Hälmchen auf dem andern blieb und die mühsam zusammengetragenen Federn rings umher flogen. Der häusliche Heerd war zerstört — ohne häusliches Glück hatte er keinen Werth. In sich gekehrt und nachdenklich saß nun mein Herr Tauber au-

dem Fensterbret, ähnlicher dem trübseligen Kauz der Minerva, als einem heitern Zugvogel vom Gespann der Venus. Mit einem Male, wie aus Träumen erwacht, streckte er den Hals lang aus, die Augen blitzten, und wie ein Stoßvogel schoß er auf das Dach des gegenüberstehenden Hauses. Dort hatte er seine verloren geglaubte Gattin erblickt, wie ich sie auch gleich erkannte, umringt von einer Schaar zudringlicher Bewerber um ihre Gunst. Des Odysseus Pfeile können nicht größeren Schrecken und mehr Verderben unter der Schaar der Freier, welche Penelope bedrängten, angerichtet haben, als mein tapfrer Taubenheld unter den Courmachern seiner Gemahlin; sie stoben theils schwer verwundet, theils arg zerzaust und zerschlagen auseinander; die Federn flogen wie Schneeflocken umher. . . . . . Das Ehepaar verständigte sich sehr bald und kehrte in die verlassenen Räume des Cabinets auf das Bücherregal zurück. Nach eingenommenem Frühstück nahmen sie in dem auf dem Fußboden aufgestellten Gefäß ein Bad, striegelten und putzten sich und machten dann einen Spazierausflug. Unterdessen nahm ich die umherliegenden Trümmer ihres zerstörten Nestes wieder auf und legte sie auf den Tisch, um ihnen den Wiederaufbau bequem zu machen. Hierin war ich im Irrthum: bei der Rückkehr erweckten die aufgelesenen Bauhölzer so schmerzliche Erinnerungen bei dem Gemahl, daß er sie in sichtbarer Aufregung an den Boden schleuderte, dann mit der Gattin täglich ausflog und

mit Mühe und Sorgfalt ein neues Nest baute, zu welchen nicht das kleinste Federchen oder Hälmchen des alten verwendet wurden. Bald lagen wieder zwei Eier in dem Neste und nach Verlauf von vierzehn Tagen vernahm ich zu meiner großen Freude die piependen Stimmen der ausgekrochenen Jungen.

..... Meine Taubengeschichte erfreute sich allgemeiner Theilnahme und gab zu lebhafter Unterhaltung Veranlassung. .... „Lassen Sie uns“ — nahm zuletzt Goethe das Wort — „diese Geschichte mit einigem Ernst bedenken; sie liefert einen sehr bedeutenden Beitrag zur Psychologie der Thiere. Hierbei haben wir nicht nur Bewußtsein mit Absicht und Überlegung vor uns, wir finden die Thiere auf einem sittlichen Boden stehen, was im ‚Reineke Fuchs‘ nicht der Fall ist, wo man nur Schelmenstreichen begegnet. Hier erhebt sich die Liebe zur Leidenschaft, für welche das Leben eingesetzt wird: eheliches Verhältniß, Monogamie, Familienleben — und wollt Ihr es eine Dichtung nennen, so nennt es einen Roman, eine Novelle, in welcher Wahlverwandtschaft das Hauptwort sein würde, und zwar nicht die chemisch-mechanische, durch welche die Salze und Säuren sich vereinigen, sondern die höhere auf dem Gebiete des Lebens, wo außer den Seelen auch Fleisch und Blut ihrer gegenseitigen Anziehungskraft unwiderstehlich zu folgen gezwungen werden.“

Goethe zog sich, da er sich der Abendkühle nicht

gern aussetzte, in sein Zimmer zurück und bestieg dann mit den Damen den Wagen, der ihn nach der Stadt brachte.

1288.

1830, 5. April.

Mit Eckermann.

Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist.

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein," sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Désobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachtheil; oder er

hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus — und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht genirt, ist Zelter; bei allen andern ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

„„Es hat jemand bemerken wollen,"" versetzte ich, „„daß das Brillentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sei.""

„Die Bemerkung ist sehr artig," erwiederte Goethe, „sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist sie nicht haltbar; denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit trefflichen Augen be-

gabten dünkelhaft. Dies ist aber durchaus nicht so; vielmehr finden wir, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle besonders geistig verfehlten weit eher einbilderischer Art. Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Bornirten und geistig Dunkeln findet sich der Dünkel, bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl alles andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verschiedene andere Gegenstände und kamen zuletzt auch auf das ‚Chaos', diese von Frau von Goethe geleitete weimarische Zeitschrift, woran nicht bloß hiesige deutsche Herren und Damen, sondern vorzüglich auch die hier sich aufhaltenden jungen Engländer, Franzosen und andere Fremdlinge theilnehmen, sodaß denn fast jede Nummer ein Gemisch fast aller bekanntesten europäischen Sprachen darbietet.

„Es ist doch hübsch von meiner Tochter," sagte Goethe, „und man muß sie loben und es ihr Dank

wissen, daß sie das höchst originelle Journal zu Stande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt, allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Gesellschaft. Und dann, was die Hauptsache ist, es giebt unsern jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wissen was sie mit sich anfangen sollen, etwas zu thun; auch haben sie dadurch einen geistigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenstände der Besprechung und Unterhaltung bietet und sie also gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatsch schützt. Ich lese jedes Blatt, sowie es frisch aus der Presse kommt, und kann sagen, daß mir imganzen noch nichts Ungeschicktes vorgekommen ist, vielmehr mitunter sogar einiges recht Hübsche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Groß-herzogin-Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das einzige, was sich gegen dieses sowie gegen das meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzerschößlinge treiben, einen Überfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren sie nicht Herr sind, sodaß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau von Bechtolsheim passirt.

Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen andern Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachtheil gereichte, ja es gewissermaßen verdarb. Ich sah diesen Fehler im Manuscript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Practicus sein," fügte er lachend hinzu, „um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines ‚Musenalmanachs' ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduciren, und zwar hatte das Product durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig."

1289.

1830, 5. April.

Mit v. Müller.

„Ich kann eigentlich mit niemandem mehr über die mir wichtigsten Angelegenheiten sprechen, denn niemand kennt und versteht meine Prämissen. Umgewandt verstehe ich z. B. Vogeln gar sehr gut, ohne seine Prämissen zu kennen; sie sind mir a priori klar: ich sehe aus seinen Folgerungen, welche Prämissen er gehabt haben muß."

1290.

1830, 7. April.

Mit v. Müller.

Nur eine Stunde bei ihm. Wir sprachen von der Idee, alte fürstliche Frauenbilder in der Bibliothek an die Stelle der Gelehrten-Portraits aufzuhängen. Färber's von Jena anfängliche Gegenwart gab zu der Äußerung Anlaß: „Niemand weiß es genug zu schätzen, was man mit Leuten ausrichten kann, die an uns herauf gekommen sind, sich eine lange Jahresreihe hindurch an uns fortgebildet haben."

Nun fiel das Gespräch auf Männer-Liebe und Johannes Müller.

Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstabe der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Thierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Was die Cultur der Natur abgenommen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.

„Sie wissen, wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug dergleichen Culturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten.

Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären."

Er lobte den Prinzen August von Gotha und Grimm. Jener erzählte oft von einem eigensinnigen, absurden, alten Herzog von Sachsen*), daß er, als man ihm einstmal dringende Vorstellungen gethan, er möge doch sich bedenken, besinnen ꝛc., geantwortet: ‚Ich will nichts bedenken, nichts überlegen, wozu wäre ich denn sonst Herzog von Sachsen?' Prinz August hatte große Geduld mit mir, ich war oft gar zu verrückt, mitunter freilich aber auch ganz leidlich.

*) Nach einem Briefe Karl Augusts ist Prinz Ludwig Ernst von Gotha, geb. 28. Dec. 1707, General-Lieutenant im Münsterschen Dienste, † 13. Aug. 1763, gemeint.

1291.

1830, 19. April.

Mit Soret.

Goethe erzählte mir von dem Besuche zweier Russen, die heute bei ihm gewesen. „Es waren im ganzen recht hübsche Leute," sagte er; „aber der eine zeigte sich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Visite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer stummen Verbeugung herein, öffnete während seiner Anwesenheit nicht die Lippen, und nahm nach einem halben Stündchen mit einer stummen Verbeugung wieder Abschied. Er schien bloß gekommen zu sein, mich anzusehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenübersaß, seine Blicke nicht von mir. Das ennuyirte mich, weshalb ich denn anfing das tollste Zeug hin- und herzuschwatzen, so wie es mir gerade in den Kopf fuhr. Ich glaube, ich hatte die Vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtsinnigste Weise behandelte und davon sagte was ich wußte und was ich nicht wußte, immer gerade in den Tag hinein. Das schien aber meinen beiden Fremden eben recht zu sein, denn sie verließen mich dem Anscheine nach durchaus nicht unzufrieden."

1292.

1830, 21. April.

Mit Eckermann.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohne, dem Kammerherrn, auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung, Goethe zu verlassen, doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ich's merke.

Hiob.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830.

Goethe.

1293.

1830, 22. April.

Mittag bei Goethe.

[Soret] bei Goethe zu Tische. Frau von Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm be-

lebt, doch ist mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreisender Fremder sich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe sich aufzuhalten und morgen früh wieder abreisen müsse. Goethe ließ ihm sagen, daß er sehr bedauere, heute niemand sehen zu können; vielleicht aber morgen Mittag. „Ich denke," fügte er lächelnd hinzu, „das wird genug sein." Zu gleicher Zeit aber versprach er seiner Tochter, daß er den Besuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tische erwarten wolle, und zwar in Rücksicht seiner braunen Augen, die denen seiner Mutter gleichen sollten.

1294.

1830, um 24. April.

Bei Anwesenheit von Wilhelmine Devrient geb. Schröder.

Ich [Ed. Genast] eilte . . . zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle. „Es wird mich freuen, diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen," erwiederte er. Ich fragte ihn noch, ob sie ihm etwas vorsingen dürfe, da er ja wegen der Trauer das Theater nicht besuche. „Das wird meine Freude nur erhöhen," sagte er. Ich bemerkte, daß er dazu keinen Accompagnisten bestellen möge; dieses Amt könne meine Frau übernehmen, und er versetzte lächelnd: „Ei sieh!

da lerne ich ja ein weiteres Talent an Deiner lieben Frau kennen."

Am andern Tage empfing er die Devrient höchst freundlich und liebreich. Sie sang ihm unter anderm auch die Schubert'sche Composition des „Erlkönig" vor, und obgleich er kein Freund von durchcomponirten Strophenliedern war, so ergriff ihn der hochdramatische Vortrag der unvergleichlichen Wilhelmine so gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und sie mit den Worten: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung!" auf die Stirn küßte. Dann fuhr er fort: „Ich habe diese Composition früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber so vorgetragen, gestaltet sich das ganze zu einem sichtbaren Bild. Auch Ihnen, meine liebe Frau Genast" — wandte er sich zu meiner Frau — „danke ich für Ihre charakteristische Begleitung."

1295.

1830, 24. April.

Mit v. Müller.

Als ich von Rauch's zu hoffendem Besuch bei seiner Heimreise von München sprach, äußerte er. „Ich hoffe nicht, daß er komme; zu was soll das helfen? Es ist nur Zeitverderb. Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zusammenkommen, sondern darauf, daß sie übereinstimmen. Die Gegenwart hat etwas

Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist Jeden auf sich selbst zurück. Was mir Rauch erzählen könnte, weiß ich längst auswendig."

Als wir auf „Hernani' und die neue französische Schule kamen, bemerkte er: „Die Franzosen bekommen doch kein achtzehntes Jahrhundert wieder, sie mögen machen, was sie wollen. Wo haben sie etwas aufzuweisen, das mit Diderot zu vergleichen wäre? Seine Erzählungen wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmuthig ausgesprochen! Als uns dies durch Grimm's Correspondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu schätzen! Ja, da war noch eine Zeit, wo etwas Eindruck machte; jetzt läßt man alles leichtsinnig vorübergehen. Es will was heißen für die neueren Schriftsteller in Frankreich, sich von so großen Traditionen und Mustern, von einem so ausgebildeten, abgeschlossenen, großartigen Zustand loszureißen und neue Bahnen zu betreten!

Wir andern dummen Jungen von 1772 hatten leichteres Spiel, wir hatten nichts hinter uns, konnten frisch darauf losgehen und waren des Beifalls gewiß, wenn wir nur einigermaßen was Tüchtiges lieferten."

Wir kamen auf Reiseprojecte und industrielle Unternehmungen zu sprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über diese Gegenstände sonst ganz anders gedacht, sagte er: „Ei, bin ich denn darum

80 Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken. Da hat mir jetzt so ein Über-Hegel aus Berlin seine philosophischen Bücher zugeschickt; das ist wie die Klapperschlange, man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein. Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor 80 Jahren so viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wissen und nichts begreifen. Jetzt habe ich diese Bücher versiegelt, um nicht wieder zum Lesen verführt zu werden.

Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand diesen oder jenen Creditor befriedigen. Meine Maxime ist: wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten. So hat mir Rochlitz jetzt etwas gar Schönes über meinen zweiten römischen Aufenthalt geschrieben; da habe ich auch gleich geantwortet. Ihr jungen Leute wisset freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist, sonst würdet ihr sie mehr achten."

Im Ganzen war er heut' sehr lebhaft, aufgeregt,

geistreich, aber mehr ironisch und bizarr als gemüthlich, mehr negativ als positiv, mehr humoristisch als heiter. Nicht leicht habe ich seine Proteus-Natur sich in alle Formen zu verwandeln, mit Allem zu spielen, die entgegengesetztesten Ansichten aufzufassen und gelten zu lassen, anmuthiger hervortreten sehen.

1296.

1830, 12. Mai.

Mit Soret.

Celui-ci critiquait un jour un petit modèle en bronze de la statue de Moïse par Michel-Ange, et trouvait entr'autres les bras du législateur d'une longueur démesurée. Comme les beaux-arts n'étaient pas la branche sur laquelle il eût le droit de donner son avis, Goethe s'écria vivement: „Prenez-vous Michel-Ange pour un sot? Moïse n'avait-il pas à porter les tables des dix commandemens? Croyez-vous qu'il aurait pu d'ailleurs embrasser et tenir ferme dans son étreinte le peuple hébreu avec des bras ordinaires, comme ceux que vous portez, vous autres gens de Cour qui vous avisez de juger Michel-Ange!“

1297.

1830, Mai.

Mit v. Müller.

„Geoffroy de St. Hilaire hat mit seinem Urtypus aller Organisationen und mit seinem Système d'analogies ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philister ist. Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus; kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!"

1298.

1830, 21. Mai bis Anfang Juni.

Mit F. Mendelssohn-Bartholdy u. a.

a.

Zur Erzählung wieder zu kommen, schickte ich den Brief von Zelter sogleich hinein zu Goethe. Der ließ mich zu Tische bitten. Da fand ich ihn denn im Äußern unverändert, anfangs aber etwas still und wenig theilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte, er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das ‚Chaos', eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben, und zu deren Mit-

arbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Aufeinmal fing der Alte an, lustig zu werden und die beiden Damen [Ottilie und deren Schwester] zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geistreichthum und den Subscriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint, forderte mich auf, auch mit loszuziehen; und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. Da ging's denn über alles her. Von der ‚Räuberbraut' von Ries meinte er: die enthielte alles, was ein Künstler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut. Dann schimpfte er auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären; dann erzählte er Geschichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte, und die auch einiges Interesse an ihm genommen habe; dann kamen die Ausstellungen und der Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte, wo die Weimaranerinnen die Verkäuferinnen machen, und wo er behauptete, daß man gar nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich vorher bestimmten und dann versteckten bis die rechten Käufer kämen u. s. w.

Nach Tische fing er dann aufeinmal an: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk!" und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich

ihm vorspielen, und er meinte: wie das so sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe; nun hätten wir die Sache immer weitergeführt und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen: „denn wir wollen doch auch einmal vernünftig miteinander darüber sprechen.“ Dann sagte er zu Ottilie: „Du hast nun schon gewiß Deine weisen Einrichtungen getroffen, das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die sind, daß Du heut hier Deinen Thee machst, damit wir wieder zusammen sind.“ Als die nun frug, ob es nicht zu spät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, so meinte er: „Da Du Deinen Kindern heut früh ihr Latein geschenkt hast, damit sie den Felix spielen hörten, so könntest Du mir doch auch einmal meine Arbeit erlassen.“ Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tisch ein, und ich spielte ihm abends viel vor; meine drei ‚Walliser‘ oder ‚Walliserinnen‘*) machen hier viel Glück, und ich suche mein Englisch wieder vor.

Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen: dann müsse ich aber länger bleiben, als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst sagte und meinte: ich würde wohl nichts versäumen,

*) Drei im Jahre 1829 für das Album von drei jungen Engländerinnen componirte Clavierstücke — später als Opus 16 herausgegeben.

wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegel's Ästhetik erzählen mußte; wie er mich dann nach Tiefurt mit den Damen schickte, mir aber verbot, nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht in's Unglück stürzen wolle; und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht Eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wäre ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte. Heute [24. Mai] soll ich ihm Sachen von Bach, Haydn und Mozart vorspielen und ihn dann so weiter führen bis jetzt — wie er sagte.

b.

Gestern [24. Mai] Abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Concertstück, Aufforderung, Polonaise in C von Weber, drei wälsche Stück, schottische Sonate. Um zehn war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. s. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und sowie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinandergegangen.

Morgen wird mein Portrait [gezeichnet von Schmeller für Goethes Bildnißsammlung] fertig; es wird eine große, schwarze, sehr ähnliche Kreidezeichnung, aber ich sehe sehr brummig aus. Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Clavier vorspielen von allen verschiedenen großen Componisten nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weitergebracht hätten, und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran, ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios!“ Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!“ — Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.

Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon. Da frägt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mittheilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er ein-

mal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über „Hernani' und Lamartine's Elegien urtheilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, sodaß die meisten Gäste ihn seit Langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Complimente, wobei „ganz stupend" sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komme ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: „Meine Seele! Du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schönthun."

Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich doch nicht vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte und sagte: er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen; denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen. Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich „„O ja!"" und dachte: es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein.

c.

Einige Tage nach meinem letzten Briefe aus Weimar wollte ich, wie ich Euch geschrieben hatte, hierher abreisen und sagte das auch bei Tisch an Goethe, der dazu ganz still war. Nach Tische aber zog er aus der Gesellschaft Ottilie in ein Fenster und sagte ihr: „Du machst, daß er hier bleibt!“ Die versuchte denn nun mich zu bereden, ging mit mir in dem Garten auf und ab, ich aber wollte ein fester Mann sein und blieb bei meinem Entschlusse. Da kam der alte Herr selbst und sagte: das wäre ja nichts mit dem Eilen; er hätte mir noch viel zu erzählen, ich ihm noch viel vorzuspielen, und was ich ihm da vom Zweck meiner Reise sagte, das sei gar nichts. Weimar sei eigentlich jetzt das Ziel meiner Reise gewesen, und was ich hier entbehrte, das ich an meinen tables d'hôte finden würde, könne er nicht einsehen; ich solle noch viel Gasthäuser zu sehen bekommen. — So ging's weiter, und da mich das rührte, und Ottilie und Ulrike auch noch halfen und mir begreiflich machten, wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben, und nur desto öfter zum Gehen nöthigte, und wie keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei, daß er einpaar sicher frohe wegwerfen dürfte, und wie sie mich dann bis Jena begleiten würden, so wollte ich wieder nicht ein fester Mann sein und blieb. Selten in meinem Leben habe ich einen Entschluß so wenig bereut, wie diesen; denn

der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam in's Erzählen hinein, gerieth von der ‚Stummen von Portici' auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf ‚die Räuber' und so auf Schiller, und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort: über Schiller's Leben, über seine Schriften und seine Stellung in Weimar. So gerieth er auf den seligen Großherzog zu sprechen und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte, und von dem er meinte: es würde es kein Mensch so schön beschreiben können, wie er; dazu sei auch der 2. [5.?] Band seines Lebens bestimmt, aber man käme ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirection; und als ich ihm danken wollte, meinte er: „Ist ja nur zufällig; das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart." Die Worte klangen mir wundersüß. Kurz, es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann.

Den andern Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuscripts von „Faust" und hatte darunter geschrieben:

Dem lieben jungen Freunde Felix Mendelssohn-Bartholdy, kräftig zartem Beherrscher des Piano's, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830.

J. W. von Goethe.

und gab mir dann noch drei Empfehlungen hierher [nach München] mit.

. . . Nur noch den Abschied vom alten Herrn! Ganz im Anfang meines Aufenthalts in Weimar hatte ich von einer betenden Bauernfamilie von Adrian von Ostade gesprochen, die vor neun Jahren großen Eindruck auf mich gemacht habe. Als ich nun Morgens hineinkomme, um mich ihm zu empfehlen, sitzt er vor einer großen Mappe und meint: „Ja, ja! da geht man nun fort! Wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft, aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinandergehn, und da müssen wir uns denn das Gebet noch einigemale zusammen ansehen." Dann sagte er mir, ich solle ihm zuweilen schreiben, . . . und dann küßte er mich, und da fuhren wir weg.

d.

Da ich eben auf Hensel anspiele, so muß ich ihm doch erzählen, wie mich Goethe sehr nach ihm frug und wiederholt sich nach seiner Beschäftigung erkundigte; das grüne Freundbuch muß ich ihm mehrere Tage dalassen, und er lobte es dann sehr. Die Lammgruppe in meinem Stammbuch sah er sich an und brummte:

„Die haben's gut! Und sieht so zierlich und hübsch aus! Und so bequem und doch schön und anmuthig!" So ging's dann weiter. Kurz, o Hensel! er ist — mit Dir zu reden — sehr für Dich.

1299.

1830, spätestens Juni.

Mit Luise Seidler.

Mein neues Bild denke ich nun in vierzehn Tagen vom Stapel laufen zu lassen. Es ist die Aufgabe von Goethe: Poesie und Kunst in der Hinsicht aufgefaßt, daß das Flüchtige und Bleibende damit ausgedrückt werde. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als es so zu nehmen: wie die Poesie der Kunst die Gedanken eingiebt. . . . . . Goethe, der immer gut und freundlich und gottlob! auch wohl ist, interessirt sich für dieses Bild, als seine Aufgabe, doppelt; noch sah er aber nur den Carton.

1300.

1830, 6. Juni.

Mit v. Müller.

Abends vor dem Hofe ein Stündchen bei ihm. Er war einwenig abgespannt und negirend, doch sehr freundlich. Ich gab ihm seines Sohnes Mailänder Briefe zurück, mich wundernd, daß er nichts vom Dom

geschrieben. „Er weiß schon, daß ich mir nichts daraus mache, ich nenne ihn nur eine Marmorhechel. Ich lasse nichts von der Art mehr gelten, als den Chor zu Köln; selbst den Münster nicht.“

Als ich ihm von dem edlen Streben der Frau Großfürstin, Weimar in der bisherigen Bedeutung, vorzüglich in socialer Hinsicht zu erhalten, erwiederte er: Das Streben ist recht und löblich, aber man muß nur den falschen Begriff einer Centralisation fern halten. Weimar war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt Jedem seine Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum sechs Menschen, die zusammen in einen geselligen Kreis paßten und sich unterhalten könnten, ohne einander zu stören. Und nun ging er die bedeutendsten unsrer Männer durch mit epigrammatischer Schärfe und schneidender Kritik. „Darum,“ damit schloß er, „entsage ich der Geselligkeit und halte mich an die Tête à tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.

Was für ein unseliger Kunstkenner ist Quandt. Lauter Tobiase zu acquiriren! Sind doch die Dresdner selbst blind und bedürfen der Fischblase allerseits. Vielleicht wird in der Elbe einmal ein tüchtiger Hecht gefangen, mit dessen Leber sie sich die Augen aus-

wischen können.“ Er redete mir sehr zu, Müffling's Gedicht an den Großsultan dem ‚Chaos‘ zu überlassen.

1301.

1830, 8. Juni.

Mit v. Müller.

Nachmittags von 4 bis 6 Uhr war ich bei ihm, wo ich ihn sehr heiter und mittheilend fand. „Ich bin wohl spät vernünftig geworden, aber ich bin es nun doch.“ Er theilte mir die Reiseroute seines Sohnes an den Comersee und die Borromäischen Inseln mit. „Eckermann versteht am besten literarische Productionen mir zu extorquiren durch den verständigen Antheil, den er an dem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich Ursache, daß ich den ‚Faust‘ fortsetze, daß die zwei ersten Acte des zweiten Theils beinahe fertig sind.“

Ich nahm Anlaß ihn an die Vollendung des vierten Theils seiner Memoiren zu erinnern. Er sagte: „In ruhigen vier Wochen könnte ich wohl damit zu Stande kommen, aber jetzt beschäftigt mich meine neue Edition der Pflanzen-Metamorphose allzusehr. Übrigens wird der vierte Theil nur das Jahr 1775 umfassen, aber einen wichtigen, inhaltvollen, gleichsam bräutlichen Zustand derselben darstellen, eine Hauptkrisis meines Lebens.“

Das ‚Glaubensbekenntniß eines Denkgläubigen‘

nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erscheinung, weil sie auf Halbheit und kümmerlicher Accommodation beruhe. Man müsse entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder wenn man sich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes sei nicht gedenkbar. „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen.

Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen.

Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir andern armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.

Mein Vater war ein tüchtiger Mann, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes. Er ließ mich mit meinen Possen gewähren; obgleich alterthümlicher gesinnt in religiöser Hinsicht, nahm er doch kein Arg an meinen Speculationen und Ansichten, sondern erfreute sich seines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes. Er tadelte nur den Leichtsinn und die geringe Achtung, mit denen ich meine Leistungen behandelte; zu mancher kleinen Zeichnung zog er selbst die Einfassungslinie, oder klebte sie auf und gab Rahmen dazu."

1302.

1830, 27. Juni.

Mit v. Müller.

Er berührte den Streit über die Wahl des Tages zur Feier der Augsburgischen Confession.*) Goethe erklärte sich für die geschehene Verlegung, allein er gab zu, daß es politischer gewesen wäre, der Volksstimme nachzugeben. „Das Volk will zum Besten gehalten sein, und so hat man Unrecht, wenn man es nicht zum Besten hält. Übrigens muß man sich um die Erfolge nichts kümmern, wenn der Beschluß vernünftig war."

1303.

1830, 28. Juni.

Mit v. Müller.

Über drei Stunden weilte ich bei ihm. Er war heiterer Laune und sehr mittheilend, zeigte mir eine Menge eigener Zeichnungen. „Es kann nicht Alles gerathen wie es sollte; das ist eben das Leben; was ist's nun weiter? Erhard, der Arzt, den Varnhagen**) trefflich schildert, war eben auch ein hübsches Talent,

*) Endlich wurde in Weimar d. 27. Juni festgesetzt. Ein feierlicher Gesang auf dem Markte und Zug in die Stadtkirche wurde befohlen. (Geh. St.-Archiv.)

**) Denkwürdigk. des Philosophen und Arztes Jh. Benj. Erhard. Stuttgart 1830.

ein guter Kopf, aber einer von den unzulänglichen Menschen, die einem so viel Qual machen, weil sie sich einbilden etwas zu sein, etwas zu können, etwas zu sollen, dem sie nicht gewachsen sind, und aus ihrer Sphäre herausgehen."

Als ich mich über Varnhagen's Productivität wunderte, sagte er: „O Gott, der Tag ist lang, man kann entsetzlich viel thun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht. "Als ich ihm Elsholtzens „Hofdame'*) gab, entgegnete er: „Die guten Menschen, wenn sie nur auch was Gutes machen könnten!"

Dann erzählte er vom Aufbau des Klosters im Park und von der Wiederauffindung des darauf bezüglichen Sigmund v. Seckendorfischen Gedichtes.**)

Bonnet nannte er den wackern, guten Naturhans! „Voltaire, einer der größten Geister, hatte im hohen Alter die Schwachheit, noch ein neues Trauerspiel von sich aufführen zu lassen; ich dagegen spüre immer mehr Neigung, das Beste was ich gemacht und noch machen kann, zu secretiren."

Er erzählte von der ehemaligen Freitagsabendgesellschaft bei sich zu literarischen Zwecken. Der Herzog habe öfters beigewohnt und einst, als ihm eine Vorlesung des Staatsraths, damaligen Hofmedicus Hufeland sehr gefallen, alsobald beschlossen, ihn zum Professor

---

*) Lustspiel von 1830.

**) Gedruckt in Goethes Aufsatz: das Louisenfest.

in Jena zu machen. Überhaupt habe der Herzog eine wahre Passion für Jena gehabt. Jene literarische Gesellschaft, wie überhaupt alles Gemeinsame, Harmonische unter Weimars ersten Männern habe eigentlich Böttiger gestört durch seine Klatschereien. Alles was er zu sehen oder zu hören bekommen, habe er nur zu seinen egoistischen Zwecken zu benutzen gestrebt.

1304.

1830, 1. Juli.

Mit Riemer.

Von tausend Gelehrten [sagte Goethe] seien neunhundertneunundneunzig, denen eine Sache nichts angehe, wovon der eine fait mache und sie durchsehe. Diese ließen das gut sein, weil ihnen nichts daran liege, wie auf dem Bazar kein Kaufmann etwas dagegen habe, daß der andere seine Perlen loswerde, wenn er nur seine Shawle verschleißen könne.

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern auch Interesse obwalte, die Sache des andern zu fördern, damit unsere auch abgehe; denn obgleich die Wissenschaften durch ein allgemeines Vinculum umschlungen zu sein gerühmt würden, so nähme eine jede doch nur von der andern gewisse lemmata (Heischesätze), berufe sich imübrigen auf die respective Wissenschaft, unbekümmert, wie es damit stehe.

Goethe kam durch obige Bemerkung darauf, zu

sagen (wir sahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquetschen, habe es bis dahin keinen Wasserabfall gegeben. Und ich bemerkte, die Erde sei, wie das Dotter vom Eiweiß, so rings mit Wasser umrundet gewesen, daß sie darin geschwommen; durch die Blähungen des Erdkörpers sei nun erst ein Ablauf und eine Sammlung in Tellen entstanden.

1305.

1830, 2. Juli.

Mit v. Müller.

Er lobte meine Rede am Johannisfest.*) Ein mäßiger Enthusiasmus, wie er sich nothdürftig rechtfertigen läßt; alles wohl zusammen gestellt, gute rhetorische Motive: „Ich bin alt genug, um das, was mir zu Ehren geschrieben wird, wie ein Unparteiischer beurtheilen und loben zu können.“

Sodann zeigte er eine herrliche Handzeichnung von Ludwig Carracci, ein Wunder mit verwandelten Rosen vorstellend, und stimmte in mein Lob über L'âne mort et la femme guillotinée [von J. Janin].

„Der ärgerliche Fall**) mit Reinhard's Schwiegersohn ist ein wahrhaft tragischer; denn tragisch nenne

*) In der Loge Amalia zur Feier des 50jährigen Maurerjubiläums.

**) Discrete Privatsache.

ich eine Situation, aus der kein Ausgang war, keine Composition gedenkbar ist."

Zufriedenheit mit meinen Äußerungen über die Geschichte seines botanischen Studiums.

„Man darf die Grundmaxime der Metamorphose nicht allzu breit erklären wollen; wenn man sagt: sie sei reich und productiv wie eine Idee, ist das beste. Man muß lieber sie an einzelnen Beispielen verfolgen und anschauen.

Das Leben kehrt eben so gut in der kleinsten Maus wie im Elephanten-Koloß ein und ist immer dasselbe; so auch im kleinsten Moos wie in der größten Palme."

Als ich sagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinsten Samenkorns zu einem riesenhaften Baume sei wie eine Schöpfung aus Nichts, erwiederte er: „Ja, aus Etwas. Verstünde die Natur nicht, auch das Kleinste, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zusammen zu ziehen und zu consolidiren, wie sollte sie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?"

1306.

1830, 2. August.

Mit Soret.*)

Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in

*) [Über das Zweifelhafte bei dieser Mittheilung s. Düntzer in der 6. Auflage von Eckermann's Gesprächen mit Goethe (Leipzig 1885) III, 287.]

lufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu
Goethe. „Nun," rief er mir entgegen, „was denken
Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist
um Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und
s ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen
Thüren!"

„„Eine furchtbare Geschichte!"" erwiederte ich. „„Aber
vas ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei
inem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß
nan mit der Vertreibung der bisherigen königlichen
Familie endigen würde.""

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Aller=
bester," erwiederte Goethe. „Ich rede gar nicht von
jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere
Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffent=
lichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so
höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy
de Saint=Hilaire!"

Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet,
daß ich nicht wußte was ich sagen sollte, und daß ich
während einiger Minuten einen völligen Stillstand in
meinen Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung," fuhr
Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen,
was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli
empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint=Hilaire
einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber
zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der fran=

zösischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktionirt!

Ich habe mich seit funfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit

Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmerring, Oken, D'Alton, Carus und andern gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

1307.

1830, erste Hälfte August (?).

Mit v. Müller.

Und jetzt noch ein Wort über Frankreich! Der Eindruck, den diese blitzschnelle Revolution auch hier gemacht, ist unbeschreiblich. Keine größere Krisis haben wir gehabt. Goethe spricht: er könne sich nur dadurch darüber beruhigen, daß er sie für die größte Denkübung ansehe, die ihm am Schlusse seines Lebens habe werden können. Wir hoffen gleich Ihnen [Rochlitz], daß das Princip des Guten die Oberhand behalten werde, sind aber freilich auch nicht ohne ernste Besorgnisse.

1308.

1830, 21. August.

Mit Soret.

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen [Ettmüller]. Er versprach, etwas für ihn zu thun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich," sagte er, „ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protection junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wohl der Enthusiasmus und die Lust, in solcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es ist nun an euch jüngern Leuten, den Mäcen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieser Äußerung Goethes die täuschenden Versprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüthen, aber keine Früchte tragen.

1309.

1830, 28. August.

Mit H. Franke u. a.

Zur Feier von Goethes Geburtstag, am 28. August 1830, hatte die Weimarische Bühne den umgearbeiteten ‚Götz von Berlichingen' vorbereitet. Mehrere der Theatermitglieder, unter ihnen Franke, fanden sich am

Morgen bei dem Altmeister ein, um ihm ihren Glückwunsch darzubringen und die Bitte vorzutragen, die Abendvorstellung doch mit seinem Besuche zu beehren. Goethe lehnte in milder Weise die Bitte ab, meinte aber später, als man ihm sagte, daß sein Erscheinen auf alle Mitwirkende begeisternden Einfluß haben würde: „Nun, wir wollen einmal sehen!" — Im übrigen unterhielt er sich mit großem Interesse von seinem ‚Götz' und den einzelnen Rollen darin. So redete er auch Franke an: „Was geben Sie denn heute Abend?" — „„Ich gebe den Lerse, Excellenz."" Da richtete sich Goethe auf, seine Züge wurden heiter, und er sagte: „Hören Sie, Herr Franke! diese Rolle muß Ihnen Vergnügen machen. Unter diesem Lerse habe ich mir einen so recht biedern deutschen Haudegen gedacht; das ist ein tüchtiger Kerl! Diese Rolle muß Ihnen Vergnügen machen."

Und so war es auch. Einige Tage darauf sagte der Dichter dem Darsteller der Rolle Anerkennendes über die Vorstellung und über den Lerse — was er nämlich von anderen darüber gehört habe; denn vergeblich hatten die Künstler am Abend des 28. August nach der Loge des ‚Geheimen Raths' gesehen; sie war leer geblieben, wie immer, und blieb auch leer fernerhin.

1310.

1830, 29. August.

Mit E. Genast.

In Weimar ... fanden die Vorbereitungen zu ‚Götz von Berlichingen' statt, womit das Theater an Goethes Geburtstag wieder eröffnet wurde. Er wohnte der Vorstellung, wie sehr ich ihn auch bat, nicht bei, weil eben sein Geburtstag war und er in seinem hohen Alter Acclamationen vermied. Den andern Tag ging ich zu ihm, um den Erfolg mitzutheilen; er sagte: „Nun, ich habe schon von Eckermann*) viel Gutes über Deinen Götz gehört: Du sollst Dich sehr wacker gehalten haben! Die letzte Redaction dieses Schauspiels, die ich eigentlich auf Veranlassung Schiller's unternommen habe, will mir durchaus nicht behagen. Durch die Hinweglassung des bischöflichen Hofs wird das Ganze nur eine Ritterkomödie, und meine ursprüngliche Idee, das damalige Hof- und Ritterleben zu schildern, zerspaltet sich. Man könnte wohl den Versuch machen, es in der Form wieder zur Darstellung zu bringen, in der ich es im Jahre 1809 dem Publicum vorführen ließ." Als ich entgegnete, daß wenn er sich entschließen könnte, die Redaction davon zu übernehmen, der Herr v. Spiegel mit großem Dank

*) [Unmöglich! Der war damals noch nicht von seiner Reise nach Oberitalien zurück.]

seine Gabe empfangen werde, versetzte er: „Nun, das könnte wohl geschehen, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu fände."

1311.

1830, August.

In Dornburg.

Im August 1830 kam Goethe noch einmal, und zwar mit drei Herren aus Petersburg nach Dornburg. Der Empfang war, wie jedesmal bei seinem Kommen, ein äußerst freundlicher. Die Herren amusirten sich im traulichen Gespräch in den Gartenräumen, während ich [Sckell], auf diesen Besuch nicht vorbereitet, die Küche bestellen half. Während der Tafel ließ mich Goethe auf sein Zimmer kommen, sprach nebst den Fremden seine volle Zufriedenheit über das improvisirte Mahl aus und nöthigte mich, ein Glas Champagner zu trinken. Nach Tische mußte ich den fremden Herren auf Goethes Veranlassung über Verschiedenes Auskunft ertheilen. Da trat der Bediente herein und meldete, daß angespannt sei. Darauf kam Goethe auf mich zu, beschenkte mich wieder in reichem Maße und sagte: „Das wird nun wohl das letzte Mal gewesen sein, daß ich Sie besucht habe, aber Sie können mich in Weimar besuchen." Ich dankte für seine Freundlichkeit und erwiederte, daß, falls es meine Geschäfte erlaubten, nach Weimar zu kommen, ich nicht verfehlen

werde, ihm meine Aufwartung zu machen. Goethe reichte mir darauf nochmals die Hand, sie herzlich drückend und mich liebevoll ansehend, sprach er: „Nun, lieber Freund, leben Sie wohl! Der liebe Herrgott erhalte Sie und die lieben Ihrigen noch viele Jahre recht gesund!“ und fügte mit gen Himmel gerichteten Augen, in denen eine Thräne glänzte, innig gerührt hinzu: „Dort oben finden wir uns wieder.“*)

1312.

1830, 31. August.

Mit Johann Ludwig Deinhardstein u. a.

Als ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt war, schickte ich zu Goethe und ließ ihn infolge einer in früherer Zeit gütig an mich ergangenen Einladung fragen, wann ich ihm aufwarten dürfe. Er ließ mir erwiedern, ich möchte gleich kommen. Mit einer Art heiligen Scheu betrat ich sein Haus. Über eine breite Treppe, an der einzelne Abgüsse von Statuen stehen, kommt man zu seiner Wohnung im ersten Stockwerke. Vor der Schwelle seiner Wohnzimmer ist ein längliches Viereck auf Mosaikart eingelegt mit dem freundlichen Worte: Salve. Das erste Zimmer fand ich mit Blumen geschmückt und mit schöner Majolica, im zweiten, an Bildern, Gipsabgüssen von Statuen und schönen Stickereien reichen, trat er mir entgegen. Er war in einen

*) [Nachdem Goethe den Sckell nach Weimar eingeladen!]

einfach braunen Oberrock gekleidet und hatte das Halstuch lose umgeworfen, ohne Hemdkragen, gerade so, wie er von Stieler gemalt ist. . . . . Goethe hat alles Ehrwürdige des Greisenalters und noch bedeutende Reste von der Kraft früherer Jahre. Seine Haltung ist vollkommen gerade, sein Blick voll Feuer und Leben. Ein besonders gütiges Wohlwollen, fern von jeder Affectation, herrscht in seinem Benehmen vor. Wir sprachen lange, meistens über die literarischen Verhältnisse Österreichs. Er schenkte der kleinsten Bemerkung Aufmerksamkeit. Beim Fortgehen ersuchte er mich, Abends nach fünf Uhr wieder zu ihm zu kommen, wo ich einige der bedeutendsten Männer Weimars kennen lernen sollte; auch seiner Schwiegertochter wollte er mich vorstellen.

— — — — — — — — — — —

Um 5 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand dort, außer seiner höchst liebenswürdigen und geistreichen Schwiegertochter, den Kanzler Geheimen Rath Müller, Oberbibliothekar Riemer und Oberconsistorialrath Röhr. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Welch reiner geistiger Verkehr! welch eine im eigentlichsten Verstande gute Gesellschaft! Es wurde mitunter auch mit vieler Achtung der bedeutenderen Schriftsteller meines Vaterlandes [Österreich] vergangener und gegenwärtiger Zeit gedacht, unter den letzteren besonders Pyrker's und Grillparzer's. Goethe war die Liebenswürdigkeit selbst, belebt und voll Humor. Mit herzlicher Anhänglichkeit

ist er seinem kleinen zwölfjährigen Enkel zugethan, der beständig in seiner Nähe ist. Die gewählte Toilette hatte Goethen noch besser aussehen gemacht, als Vormittag: er war ganz schwarz gekleidet und trug den Stern des Großkreuzes eines der vielen Orden, die ihm die anerkennende Huld der Mäcene seiner Zeit verliehen, an der Brust. Er sah in Haltung und Benehmen einem Manne weit ähnlicher, als einem Greise. Sein Kopf ist ganz der eines Jupiters: die Stirne gewölbt und edel, das Auge voll Glanz und Kraft und eine unnachahmliche Hoheit um den Mund. Alles an ihm ist Ordnung und Ebenmaß.

Das Gespräch wendete sich zu den englischen Autoren und vorzugsweise zu Byron. Ich gedachte dabei zufällig einer Übersetzung des ‚Marino Falieri‘ von tor Hardt und lobte sie als die beste, die mir von einem Byron'schen Werke zu Gesichte gekommen war; Goethe trat meiner Ansicht bei, und als seine Schwiegertochter ihn fragte, ob er das Buch besitze, antwortete er ihr, daß dem so sei, daß er es aber — weil er sich deshalb schuldig wisse, daß er dem Manne, der es ihm zugesandt, noch nicht geantwortet — vor ihr verborgen gehalten habe, um nicht an seine Pflicht erinnert zu werden, der er aus Mangel an Zeit noch nicht habe nachkommen können. All das that er mit einer Munterkeit und einem Humor von der liebenswürdigsten Art.

Beim Fortgehen ladete er mich für den künftigen

Tag zu Tische. „Ich möchte so gerne“ — sagte er mit unbeschreiblicher Gemüthlichkeit — „Ihnen Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm machen, als mir möglich.“

1313.

1830, August oder September.

Über die ‚Briefe eines Verstorbenen‘.

Lies Du [Freifrau v. Beaulieu]: ‚Briefe eines Verstorbenen‘ ꝛc. (von Pückler-Muskau) — Goethe sagt, es sei das beste Buch, was neuerdings erschienen, in jedem Betracht, und ich [Caroline Gräfin Egloffstein] bin stolz auf mein eigen Urtheil geworden, weil ich es vor ihm gesagt habe.

1314.

1830, August oder September (?).

Mit v. Müller.

Über den Eindruck Ihrer [Rochlitzens] Recension (im 50. Bande der Wiener ‚Jahrbücher der Literatur‘ über ‚Goethes neuste, in der letzten Ausgabe seiner Werke . . . zuerst bekannt gemachte Schriften . . .‘) auf Goethe kann ich Sie gänzlich beruhigen. Noch ehe er wußte, wer sie verfaßt, pries er mir sie schon unbedingt an, und als er erfuhr, wem er sie zu danken habe, erhöhte sich seine Freude noch mehr. In

der That: was in aller Welt könnte ihn auch daran choquiren? Gerade, daß sie nicht unbedingt lobend ist, macht ihren Werth.

1315.

1830, 5. September.

Mit Riemer.

„Wie Mineurs und Antimineurs, so kommen mir die Parteien der Naturforscher Cuvier und Geoffroy [St. Hilaire] vor: die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus, und wenn sie geschickt sind, so müssen Sie in der Mitte zusammenkommen.“

1316.

1830, 1. October.

Mit Riemer.

„Ich las in ‚Tristram Shandy‘ und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der sich Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsere Jugend. Er war der erste, der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob.“

1317.

1830, 9. November.

Mit Riemer.

„Wenn man die Früchte besserer Klimate genießt, so wird man augenblicklich hinüber versetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß.“

1318.

1830, um 10. November.

Mit v. Müller u. a.

a.

Sein Sohn ist zu Rom am 27. October plötzlich durch einen Schlagfluß hinweggerafft worden.

— — — — — — — — — — —

Sie [Rochlitz] können leicht ermessen, welche bittere Aufgabe es für mich war, solche Schreckenskunde dem ehrwürdigen Vater beizubringen. Doch er empfing sie mit großer Fassung und Ergebung. „Non ignoravi, me mortalem genuisse!“ rief er aus, als seine Augen sich mit Thränen füllten.

b.

Und was für Berichte haben wir . . aus Weimar erhalten! Der Kanzler, der ewige Pasquale, hatte mit Vogel übernommen, dem Vater die Trauerpost kundzuthun. Der Alte hat sie nicht ausreden lassen. „Als er fortging, gab ich ihn schon verloren“ — hat er gesprochen, hat sie verabschiedet und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilien sagte er: „August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide aneinanderhalten.“

1319.

1830, 23. November.

Mit Eckermann.

Ich ging zuerst zu Frau v. Goethe. . . . .

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand

aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheidten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

1320.

1830, 25. November.

Mit Eckermann u. a.

Goethe sendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geschenk englischer und deutscher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tische. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferstichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugesendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Besuche erfreut, und daß er ihr meine Ankunft verkündigt habe.

Frau von Goethe gesellte sich zu uns, und wir setzten uns zu Tische. Ich mußte von meiner Reise erzählen. Ich sprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es schien ihm besonders interessant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen englischen Consuls zu vernehmen. Ich erzählte sodann von Genf, und er erkundigte sich theilnehmend nach der Familie

Soret und Herrn von Bonstetten. Von letzterm wünschte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, so gut es gelingen wollte.

Nach Tische war es mir lieb, daß Goethe von meinen Conversationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erste Arbeit sein," sagte er, „und wir wollen nicht eher nachlassen als bis alles vollkommen gethan und im Reinen ist."

Übrigens erschien Goethe mir heute besonders still und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

1321.

1830, Anfang December.

Mit Eckermann.

Goethe setzte uns vorigen Freitag [26. November] in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war.

— — — — — — — — — — —

Nach Goethes rasch erfolgender völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Act des ‚Faust‘ sowie auf die Vollendung des vierten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung‘.

Mir empfahl er die Redaktion seiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, desgleichen eine Durchsicht seiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es

uns klar werden möchte, wie damit bei künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaktion meiner Gespräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anstatt mich mit dem bereits Geschriebenen zu befassen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, so lange ein gütiges Geschick geneigt sein wolle es mir zu vergönnen.

1322.

1830, gegen Ende (?).

Mit Karl Vogel.

Ich gedenke noch . . ., wie Goethe nach dem Tode seines Sohnes eines Tages mit hervorbrechendem Unmuthe und deutlicher Beziehung äußerte: „Daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung, unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“

1323.

1830, 22. December.

Mit Riemer.

„Was einmal gut gedacht und gesagt ist, soll man beruhen lassen und nichts daran ändern.“



Quellen.

1175. Carl La Roche. Gedenkblätter . . . Gesammelt von E. Mautner. Wien 1873. S. 21 f. — **1176.** Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: W. Frh. v. Biedermann. Leipzig 1887. S. 466. (Aus Brief an Rochlitz v. 7. Fbr. 1829.) — **1177.** Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 33. Donnerstag, den 24. April 1879. S. 197. (‚Goethe und König Johann von Sachsen' von J. Petzholdt.) — **1178.** Gespräche mit Goethe . . . Von J. P. Eckermann. II. Theil. — **1179.** Ebenda. — **1180.** Ebenda.

1181. Wie 1178. — **1182.** Ebenda. — **1183.** Ebenda. — **1184.** Ebenda. — **1185.** Ebenda. — **1186.** Ebenda. — **1187.** Ebenda. — **1188.** Ebenda. — **1189.** Ebenda. — **1190.** Ebenda.

1191. Wie 1177. — **1192.** Wie 1178. — **1193.** Ebenda. — **1194.** Ebenda. — **1195.** Ebenda. — **1196.** Ebenda. — **1197.** Ebenda. — **1198.** Ebenda. — **1199.** Ebenda. — **1200.** Ebenda.

1201. Wie 1178. — **1202.** Ebenda. — **1203.** Ebenda. — **1204.** Chronik des Wiener Goethe-Vereins. II. Band. Hrsgg. von K. J. Schröer. Wien 1888. S. 6. (Nach des Freiherrn Max v. Gagern Erinnerungen im Jahrbuche „die Dioskuren" 1885.) — **1205.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stutt-

gart 1870. S. 126 f. — **1206.** Ebenda S. 127. — **1207.** Goethe und Leipzig. Von W. Frh. v. Biedermann. II. Theil. Leipzig 1865. S. 258 ff. — **1208.** Ebenda S. 261 f. — **1209.** Ebenda S. 262 f. — **1210.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 658.

1211. Diary, Reminiscenses, and Correspondence of H. C. Robinson. Vol. II. 3d edit. London 1872. S. 75 f. — **1212.** Goethe in Dornburg . . . von K. A. Ch. Sckell. Jena und Leipzig 1864. S. 42 f. — **1213.** Wie 1211. S. 76—79. — **1214.** David d'Angers, sa vie, son oeuvre, ses écrits et ses contemporains par H. Jouin. Tome Ier. Paris 1878. S. 221—224. (Nach: Victor Pavie, Goethe et David, Souvenirs d'un voyage à Weimar, einer z. Th. auf David's Aufzeichnungen gegründeten Schrift.) — **1215.** Zwei Polen in Weimar, aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien 1870. S. 51—60. — **1216.** a) Wie 1214. S. 224—229. — b) Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz publiés par L. Mickiewicz. Ière série. Paris 1872. S. 212. — **1217.** Wie 1215. S. 70 ff. — **1218.** Ebenda S. 72—75. — **1219.** Sciences mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du XIXe siècle par Ad. Quetelet. Bruxelles 1866. S. 657 f. — **1220.** Wie 1215. S. 81 f.

1221. Wie 1215. S. 93 f. — **1222.** Ebenda S. 101 f. — **1223.** Ebenda S. 107 f. — **1224.** Vierzig Jahre von Karl von Holtei. IV. Band. Breslau 1862. S. 144 f. — **1225.** Wie 1219. S. 661—664. — **1226.** Wie 1215. S. 145 ff. — **1227.** Wie 1178. — **1228.** Wie 1214. S. 239. — **1229.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VII. Band. Frankfurt 1886. S. 234 f. — **1230.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 188.

1231. Wie 1230. S. 188 f. — **1232.** Ebenda S. 189—194. — **1233.** Wie 1214. — **1234.** Literarischer Nachlaß von Frau Caroline von Wolzogen. II. Band. Leipzig 1849. S. 260 f.

(Brief H. Meyer's an Fr. v. Wolzogen vom 15. Dec. 1829.) — **1235.** Wie 1178. — **1236.** Ebenda. — **1237.** Ebenda. — **1238.** Ebenda. — **1239.** Wie 1229. S. 302. (Nach: Hans v. Pentheler's auserlesenen Schriften. Wien 1883.) — **1240.** Wie 1178.

1241. Wie 1178. — **1242.** Wie 1205. S. 127 ff. — **1243.** Gespräche mit Goethe. Von P. Eckermann. III. Theil. — **1244.** Ebenda. — **1245.** Wie 1178. — **1246.** Wie 1243. — **1247.** Ebenda. — **1248.** Wie 1205. S. 129 f — **1249.** Wie 1178. — **1250.** Wie 1243.

1251. Wie 1178. — **1252.** Wie 1243 — **1253.** Wie 1205. S. 130. — **1254.** Wie 1178. — **1255.** Ebenda. — **1256.** Wie 1243. — **1257.** Wie 1205. S. 130 f. — **1258.** Wie 1178. — **1259.** Wie 1243. — **1260.** Ebenda.

1261. Wie 1205. S. 131 f. — **1262.** Wie 1178. — **1263.** Wie 1205. S. 132 f. — **1264.** Wie 1178. — **1265.** Wie 1205. S. 133. — **1266.** Wie 1178. — **1267.** Wie 1229. S. 223—227. (Nach: Przyjaciel ludu 1839. Nr. 35 f.) — **1268.** Wie 1178. — **1269.** Wie 1205. S. 133 f. — **1270.** Wie 1178.

1271. Wie 1243. — **1272.** Ebenda. — **1273.** Wie 1178. — **1274.** Wie 1205. S. 134 f. — **1275.** Ebenda S. 135. — **1276.** Wie 1243. — **1277.** Ebenda. — **1278.** Wie 1178. — **1279.** Ebenda. — **1280.** Wie 1243.

1281. Wie 1205. S. 135. — **1282.** Wie 1178. — **1283.** Wie 1205. S. 135. — **1284.** Ebenda S. 135 ff. — **1285.** Wie 1178. — **1286.** Wie 1205. S. 136 f. — **1287.** Wie 1230. S. 224—239. — **1288.** Wie 1243. — **1289.** Wie 1205. S. 138. — **1290.** Ebenda S. 138 f.

1291. Wie 1243. — **1292.** Wie 1178. — **1293.** Wie 1243. — **1294.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil. 2. Aufl. Leipzig 1862. 19. Kapitel. — **1295.** Wie 1205. S. 139 ff. — **1296.** Notice sur Goethe.

